



Edgar Wallace

**Sanders vom
Strom**

**scanned by Ginevra
corrected by exa**

R.G. Sanders regiert einen afrikanischen Stamm. Als er sich gerade auf dem Weg nach England zurück befindet, kommen ihm Gerüchte zu Ohren, wonach sein Nachfolger ermordet worden war und er selbst tot sein sollte, was zu einigen Aufständen führt.

ISBN 3-8036-4042-3

Original: Sanders of the river

© Hesse & Becker im Weiss Verlag GmbH, Dreieich

August 1986

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhaltsverzeichnis

Die Erziehung des Häuptlings	3
Die Hüter des Steins	24
Bosambo aus Monrovia.....	40
Der Schläfrige	53
Der Sonderkorrespondent.....	68
Die Tanzsteine	86
Der Wald der seligen Träume	102
Die Akasava	115
Der Teufelswald	132
Die Liebschaften M'Linos	148
Der Zauberdoktor	167
Der Einsame	183
Der Seher	197
Kriegshunde	213

Die Erziehung des Häuptlings

Der Distriktsgouverneur Sanders war in so leichten Etappen zu seiner Stellung in Zentral-Westafrika emporgeklimmen, daß er sich nicht mehr gut vorstellen konnte, wann eigentlich seine Bekanntschaft mit dem Hinterland begonnen hatte. Das war lange vor dem Zeitpunkt gewesen, als die britische Regierung Sanders beauftragte, ein wachsames Auge auf ein etwa eine Viertelmillion starkes Kannibalenvolk zu haben, das noch zehn Jahre zuvor den Weißen ungefähr so angesehen hätte wie wir das Einhorn. Sanders war mit den Basuto, den Zulu, den Fingo, den M'Pondo, mit den Matabele, den Mashona, den Barotse und mit den Hottentotten zusammengetroffen. Dann trieben ihn Neugier und wirkliches Interesse west- und nordwärts, wo er auf das Angolavolk stieß; später trieb es ihn zum Kongo, dann zu den Massai, und schließlich kam er auf dem Umweg über das Pygmäenvolk in seinen jetzigen Bezirk.

Zwischen allen diesen Stämmen gibt es feine Unterschiede, Unterschiede, die nur Leute vom Schlag Sanders' kennen. Natürlich ist damit nicht der Unterschied in der Farbe gemeint, obwohl die einen braun und andere gelb sind und einige sehr wenige pechschwarz.

Der Unterschied, der hier gemeint ist, liegt im Charakter. Nach Sanders' Überzeugung konnte man allen Eingeborenen - mit einigen wenigen bemerkenswerten Ausnahmen - in demselben Grade trauen, wie man Kindern traut. Die Zulu waren ganze Kerle, die Basuto ebenfalls, und dennoch waren sie wie Kinder in ihrem ernsten Vertrauen. Die Schwarzen, die den Fez trugen, waren gerissen, jedoch zuverlässig. Aber die bräunlichen Burschen von der Goldküste, die englisch sprachen, europäische Kleider trugen und einander mit Mister anredeten, waren Sanders ein Greuel.

Man hätte von Sanders sagen können, er sei ein Staatsmann.

Das soll heißen, daß er, wenn er ein abgestorbenes Blatt am Baume der Zivilisation bemerkte, es abriß; oder, wenn er ein Unkraut zwischen seinen »Blumen« wuchern sah, dann riß er es ebenfalls aus.

Wenn ein Mann, gleichgültig, ob Häuptling oder Sklave, durch sein schlechtes Beispiel den Frieden des Bezirks störte, dann kam Sanders über ihn. Er regierte ein Volk dreihundert englische Meilen jenseits des Randes der Zivilisation. Zögerndes Handeln oder Aufschub von Bestrafung wäre irrtümlich für Schwäche gehalten worden.

Im Land, das sich an den Grenzen von Togo entlangschlängelt, versteht das Volk unter Bestrafung Schmerzen und Tod; etwas anderes zählt bei ihm nicht.

Da wirkte einst ein naiver Distriktsgouverneur, der vom Humanitätsdusel besessen war; er ging nach Akasava - das ist der Name des Landes - und versuchte es mit moralischer Überredung.

Es handelte sich um einen Raubzug. Akasavaleute waren über den Fluß gewechselt und hatten den Ochori Weiber und Ziegen gestohlen; ich glaube, ein Mann oder zwei waren auch getötet worden, doch das ist ohne Bedeutung. Aber die Ziegen und die Weiber waren am Leben und schrien laut nach Rache. Sie schrien so laut, daß es unten am Hauptsitz des Governments gehört wurde, und Mr. Hübschmann - das ist zwar nicht sein richtiger Name, aber er genügt - ging hinauf, um festzustellen, worüber man lärmte. Er fand das Ochorivolk sehr aufgebracht, aber noch mehr verängstigt.

»Wenn sie uns unsere Ziegen zurückgeben«, meinte ihr Sprecher, »mögen sie die Weiber behalten, denn die Ziegen sind sehr wertvoll.«

Der Distriktsgouverneur Hübschmann hatte also ein langes, ein sehr langes Palaver mit dem Akasavahäuptling und dessen Ratgebern, das Tage und Tage dauerte und in dem schließlich

moralische Überredung triumphierte, denn der Häuptling versprach, an einem bestimmten Tag und zu einer bestimmten Stunde, wenn der Mond in einem bestimmten Viertel stände und die Flut eine gewisse Höhe erreicht hätte, die Weiber sowohl wie die Ziegen zurückzugeben.

Überströmend von Bewunderung für sich selbst, kehrte Mr. Hübschmann zum Sitz des Governments zurück und schrieb einen langen Bericht über sein Genie, seine Verwaltungsfähigkeiten und seine Kenntnis der Eingeborenenpsyche, einen Bericht, der später in einem Blaubuch (Afrika 7943-96) veröffentlicht wurde.

Unmittelbar danach ging Mr. Hübschmann auf Urlaub nach England, so daß er die Klagen und das Wehgeheul des Ochorivolkes nicht hörte, als es seine Weiber und seine Ziegen nicht zurückerhielt.

Sanders, der mit zehn Haussasoldaten und einem Malaria-Anfall um den Isisifluß herum zu tun hatte, erhielt die Heliographenbotschaft:

»Gehen Sie nach Akasava und erledigen Sie das verdammte Weiberpalaver. Governments.«

Sanders gürtete also seine Hüften, nahm 25 Gran Chinin, verließ sein schönes Stück Arbeit - er war hinter M'Beli, dem Zauberdoktor, her, der seinen Freund vergiftet hatte - und zog quer durch den Busch nach Akasava.

Im Lauf der Zeit kam er dort an und wurde vom Häuptling empfangen.

»Nun, wie steht's mit den Weibern?« fragte er diesen.

»Wir wollen ein Palaver halten«, antwortete der Häuptling. »Ich werde meine Ältesten und Räte zusammenrufen lassen.«

»Nichts rufen lassen!« schnitt Sanders ab. »Schick die Weiber und Ziegen zurück, die du den Ochori gestohlen hast!«

»Herr«, sagte der Häuptling, »bei Vollmond, wie es unsere

Sitte ist, wenn die Flut den besten Stand hat und alle Zeichen der Götter und Dämonen günstig sind, werde ich tun, wie du befiehlst.«

»Häuptling!« Sanders tippte mit dem dünnen Ende seines Spazierstocks auf die Ebenholzbrust des anderen - »Mond und Flut, Götter oder Teufel, diese Weiber und Ziegen gehen bei Sonnenuntergang zu den Ochori zurück, oder ich laß dich an einen Baum binden und dir Hiebe geben, bis du blutest.«

»Massa, die Weiber werden zurückgehen.«

»Und die Ziegen?«

»Was die Ziegen anlangt«, meinte der Häuptling heiter, »die sind tot, die wurden für ein Fest geschlachtet.«

»Dann wirst du sie wieder lebendig machen!«

»Herr, glaubst du, daß ich ein Zauberer bin?«

»Ich glaube, daß du ein Lügner bist«, meinte Sanders offen, und damit endete das Palaver.

In dieser Nacht gingen Ziegen und Weiber zu den Ochori zurück, und Sanders machte sich fertig zum Abmarsch. Er nahm den Häuptling beiseite, da er ihn nicht demütigen oder seine Autorität schwächen wollte: »Häuptling, es ist eine lange Reise nach Akasava, und meiner warten viele Aufgaben. Ich wünsche, daß du mir nicht Grund gibst, noch einmal hierher zu kommen.«

»Herr«, sagte der Häuptling der Wahrheit gemäß, »ich wünsche dich nie wiederzusehen.«

Sanders verbarg sein Lächeln, sammelte seine zehn Haussas und ging zum Isisi zurück, um M'Beli aufzustöbern. Das war aus vielen Gründen keine hübsche Streife, und es lag nahe, anzunehmen, daß der Häuptling von Isisi selber der Beschützer des Mörders sei. Eine Bestätigung dieser Ansicht kam eines Morgens, als Sanders am Fluß lagerte und sein Frühstück in Gestalt von Dosenmilch und Toast zu sich nahm. Sato Koto, der Bruder des Häuptlings, kam in trauriger Gemütsverfassung

angelaufen, weil er des Häuptlings Zorn zu fürchten hatte. Er stammelte vielerlei Neuigkeiten, an denen Sanders kein Interesse hatte. Aber was er von dem Zauberdoktor sagte, der »im Schatten des Häuptlings lebe«, war in der Tat von Interesse, und Sanders sandte sofort einen Boten zum Government. Das Government schickte im Lauf der Zeit den inzwischen vom Urlaub zurückgekehrten Mr. Hübschmann ab, um den Häuptling von Isisi »moralisch« zu überreden.

Nach den Beweisen, die man aufzutreiben konnte, ist es augenscheinlich, daß der Häuptling sich nicht in weicher Gemütsverfassung befand, denn es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Mr. Hübschmanns armer Kopf, auf einer Stange vor des Häuptlings Hütte aufgesteckt, dessen hochgehende Gemütswogen verkündete.

Seiner Majestät Schiff »St. George«, S.M.S. »Drossel«, S.M.S. »Nachtigall«, S.M.S. »Phöbe« kamen von Simonstown, und S.M.S. »Zwerg« nahte in fliegender Fahrt von Sierra Leone, und in weniger als einem Monat, nachdem der Häuptling seinen Gast ermordet hatte, wünschte er, er hätte es nicht getan.

Das Hauptquartier sandte Sanders hinauf, um die politische Seite dieses Schlamassels in Ordnung zu bringen. Der Flaggleutnant von »St. George« führte Sanders in den Trümmern herum, die von des Häuptlings Ortschaft übriggeblieben waren.

»Ich fürchte«, sagte dieser Herr entschuldigend, »ich fürchte, Sie werden einen neuen König auszugraben haben; der alte ist nämlich ums Leben gekommen.«

Sanders nickte: »Ich werde deshalb nicht trauern.«

Kandidaten für den freien Posten waren nicht schwer zu finden. Sato Koto, des toten Königs Bruder, drückte seine Bereitwilligkeit, die Sorgen des Amts zu übernehmen, mit empfehlenswerter Schnelligkeit aus.

»Was sagen Sie dazu?« fragte der Admiral, der die Expedition

befehligte.

»Ich sage nein«, antwortete Sanders ohne Zögern. »Der Häuptling hat einen Sohn, einen neunjährigen Jungen; die Häuptlingschaft muß ihm gehören. Was Sato Koto anbetrifft, der mag meinetwegen Regent sein.«

Und so geschah es; Sato Koto gab mürrisch seine Zustimmung.

Man fand den neuen Häuptling im Busch verborgen bei den Weibern; er versuchte auszureißen, aber Sanders fing ihn und führte ihn an den Ohren zu der Ortschaft zurück.

»Mein Junge«, sagte er freundlich, »wie heißt du?«

»Peter, Massa, ganz wie ein Weißen«, wimmerte der sich windende Bursche.

»Gut«, meinte Sanders. »Du sollst Häuptling sein, Peter, und sollst dein Land weise und gerecht regieren nach Gesetz und Sitte. Und du sollst keinem wehe tun, über keinen Schande bringen, noch sollst du morden oder rauben, noch irgendeines von jenen Dingen tun, die das Leben lebenswert machen, und wenn du nicht willst, dann gnade dir Gott.«

So wurde Häuptling Peter eingesetzt als Herrscher über das Isisivolk, und Sanders marschierte zum Government zurück mit seiner kleinen Armee Blaujacken und Haussasoldaten.

Die Geschichte von der Einnahme der Isisortschaft und von der Krönung des jungen »Königs« wurde in den Londoner Zeitungen gebracht und verlor nichts an Romantik dadurch. Sie wurde von den Berichterstattern, die die Expedition begleiteten, so ausgeschlachtet, daß viele alte Damen von Bayswater weinten und viele junge Damen von Mayfair sagten: »Wie süß!« Und das Endresultat der vielen Gemütsbewegungen, die diese Beschreibung entfesselte, war, daß man Miß Clinton Calbraith aus England herübersandte, die Künstlerin und unverantwortlich hübsch war.

Sie kam herüber, um den verwaisten Häuptling zu »bemuttern« und um dessen Führer und Freund zu sein. Sie bezahlte ihre Überfahrt selbst, aber die Bücher, die sie mit herüberbrachte, und die Unterrichtsgegenstände, die zwei große Frachtkisten füllten, waren von den zarten Leserinnen des »Winzigen Schelmes«, einer Zeitschrift für kleine Kinder, gestiftet.

Sanders empfing sie an dem kleinen Landungssteg, neugierig, wie diese weiße Frau wohl aussehe.

Er stellte ihr ein Eingeborenenhaus zur Verfügung und schickte das Weib seines schwarzen Strandwächters zu ihrer Bedienung.

»Und was gedenken Sie nun mit Peter anzufangen, Miß Calbraith?« fragte er beim Abendessen.

Nachdenklich schob sie ihr hübsches Kinn vor. »Wir werden mit den allereinfachsten Lektionen beginnen - dem richtigen Kindergarten - und nach und nach weitergehen. Ich werde ihm rhythmische Gymnastik beibringen, ein wenig Botanik - Sie lachen, Mr. Sanders?«

»Nein, ich lache nicht«, versicherte er. »Ich mache immer so ein Gesicht- um die Abendzeit. Aber sagen Sie mir - sprechen Sie die Eingeborensprache... Suaheli, Bomongo, Fingi?«

»Das wird schwierig sein«, sagte sie nachdenklich.

»Wollen Sie meinen Rat annehmen?«

»Aber natürlich!«

»Nun, lernen Sie die Sprache!«

Sie nickte.

»Gehen Sie nach Hause und lernen Sie sie!«

Sie runzelte die Stirn.

»Es wird Sie ungefähr fünfundzwanzig Jahre in Anspruch nehmen.«

»Mr. Sanders«, sagte sie nicht ohne Würde, »Sie treiben Scherz mit mir.«

»Der Himmel verhüte, daß ich etwas so Gottloses tue«, sagte Sanders fromm.

Das Ende der Geschichte war, soweit sie Miß Clinton Calbraith betraf, daß diese nach Isisi ging, sich dort drei Tage aufhielt und völlig aufgelöst zurückkam.

»Es ist kein Kind!« rief sie heftig. »Es ist ein kleiner Satan.«

»Das gebe ich zu«, meinte Sanders trocken.

»Ein König! Schändlich! Er lebt in einer Lehmhütte und trägt keine Kleider! Wenn ich das gewußt hätte!«

»Ein Naturkind«, sagte Sanders sanft. »Sie haben doch nicht etwa eine Art Ludwig den Fünfzehnten erwartet, oder doch?«

»Ich weiß nicht, was ich erwartete«, sagte sie verzweifelt.
»Aber es war unmöglich, zu bleiben - ganz unmöglich!«

»Augenscheinlich«, murmelte Sanders.

»Natürlich wußte ich, daß er schwarz ist«, fuhr sie fort. »Und ich wußte, daß... Oh, es war zu gräßlich!«

»Tatsache ist also, mein liebes junges Fräulein, Peter war nicht so malerisch, wie Sie sich ihn vorgestellt hatten; er war nicht das sanfte Kind mit flehenden Augen.«

Das war nicht der einzige Versuch, Peter zu erziehen. Monate später, als Miß Calbraith heimgekehrt und eifrig dabei war, ihr berühmtes Buch: »Allein in Afrika, von einer englischen Dame« zu schreiben, hörte Sanders von einem anderen erzieherischen Überfall. Zwei Mitglieder der äthiopischen Mission kamen nach Isisi durch die Hintertür. Die äthiopische Mission besteht aus christlichen Schwarzen, die, ihren Glauben auf die Heilige Schrift stützend, wie sich's gehört, das Evangelium der Gleichheit predigen. Ein schwarzer Mann ist so gut wie ein Weißer an irgendeinem Wochentage und unendlich besser am Sonntag, wenn er ein Glied der reformierten äthiopischen Kirche

ist.

Sie kamen nach Isisi und erlangten augenblicklich Volkstümlichkeit, denn die Art Geschwätz war sehr nach dem Geschmack Sato Kotos und der Ratgeber des Häuptlings.

Sanders sandte nach den Missionaren. Der ersten Aufforderung, zu kommen, weigerten sie sich zu gehorchen. Aber sie kamen auf die zweite, denn die Botschaft, die Sanders ihnen schickte, war kurz und bestimmt und unheildrohend zugleich.

Sie kamen zum Government, zwei amerikanische Neger von gutem Benehmen und gewählter Sprache. Sie sprachen ein tadelloses Englisch und waren in jedem Sinne vollkommene Gentlemen.

»Wir verstehen den Tenor Ihres Befehles nicht«, sagte der eine. »Er riecht stark nach Beschneidung der persönlichen Freiheit.«

»Sie werden mich besser verstehen«, meinte Sanders, der seine Pappenheimer kannte, »wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen nicht erlauben kann, in meinem Bezirk Aufruhr zu predigen.«

»Aufruhr, Mr. Sanders?« antwortete der Neger in verletztem Tone. »Das ist eine schwere Anklage!«

Sanders nahm ein Papier aus dem Fach seines Pults; das Gespräch fand in seinem Amtszimmer statt: »An diesem Tage sagten Sie folgendes und dieses und jenes.«

Mit anderen Worten, er beschuldigte sie, ihr Glaubensbekenntnis von der Gleichheit überschritten und sich einen Einfall in das Grenzland politischer Wühlarbeit angemaßt zu haben.

»Lügen!« sagte der ältere der beiden ohne Zögern.

»Wahrheit oder Lüge, Sie gehen nicht mehr nach Isisi!«

»Wollen Sie, daß die Heiden in der Finsternis bleiben?« fragte

der Mann vorwurfsvoll. »Ist das Licht, das wir verbreiten, zu hell, Herr?«

»Nein, aber eine Kleinigkeit zu warm.«

So beging Sanders den schändlichen Übergriff, die Äthiopier von dem Schauplatz ihrer ernsten Arbeit zu entfernen, weshalb Fragen im Parlament gestellt wurden.

Dann nahm sich der Häuptling der Akasava - ein alter Freund - der Erziehung des Häuptlings Peter an. Akasava grenzte an Peters Land, und der Häuptling kam, um Winke in kriegerischen Angelegenheiten zu geben.

Er kam mit Trommellärm, mit Geschenken an Fischen, Bananen und Salz.

»Du bist ein großer König!« sagte er zu dem Jungen, der auf einem Prunkstuhl saß und ihn offenen Mundes betrachtete. »Wenn du gehst, dann zittert die Welt unter deinem Schritt. Der mächtige Strom, der hinunter zu dem Großen Wasser läuft, teilt sich auf dein Wort, die Bäume des Waldes zittern, und die wilden Tiere schleichen sich in ihre Höhlen, wenn deine Hoheit auf Reisen geht.«

»Oh, Koto!« kicherte der junge Häuptling, angenehm berührt.

»Die Weißen fürchten dich«, fuhr der Häuptling der Akasava fort. »Sie zittern und verbergen sich bei deinem Schlachtruf.«

Sato Koto, der an des Häuptlings Seite stand, war ein praktischer Mann.

»Was suchst du, Häuptling?« fragte er, indem er die Schmeicheleien abschnitt.

Da erzählte ihm der Häuptling von einem Land, das, mit Feiglingen bevölkert, reich sei an Schätzen der Erde, an Ziegen und Weibern.

»Warum holst du sie dir nicht selbst?« fragte der Regent.

»Weil ich ein Sklave bin«, entgegnete der Häuptling. »Der Sklave dieses Sanders, der mich prügeln würde. Aber du, Herr,

du gehörst zu den Großen! Da du des Königs Minister bist, würde Sandi es nicht wagen, dich zu schlagen, um deiner Größe willen.«

Darauf folgte ein Palaver, das zwei Tage dauerte.

»Ich werde mit Peter etwas tun müssen«, schrieb Sanders verzweifelt an den Gouverneur. »Der kleine Lümmel ist auf dem Kriegspfade gegen die unglücklichen Ochori begriffen. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir hundert Soldaten schickten, ein Schnellfeuergeschütz und ein Bündel Rohrstöcke. Ich fürchte, ich muß Peters Erziehung selber in die Hand nehmen.«

»Herr, sprach ich nicht die Wahrheit?« sagte der Akasavahäuptling triumphierend. »Sandi hat nichts unternommen! Siehe, wir haben die Hauptstadt der Ochori verwüstet und ihre Schätze geraubt, und der Weiße ist verstummt vor deiner Größe. Laß uns warten, bis der Mond wieder scheint, und ich will dir eine andere große Stadt zeigen.«

»Du bist ein großer Mann«, blökte der junge Häuptling, »und eines Tages sollst du dein Haus im Schatten meines Königshauses bauen.«

»An diesem Tage«, antwortete der Akasavahäuptling mit rührender Ergebung, »werde ich vor Freude sterben.«

Als der Mond zugenommen und abgenommen hatte und wiedergekommen war wie ein gezeichneter silberner Lichtstreif am östlichen Himmel, hatten sich die Isisikrieger versammelt, bewehrt mit Speer und breitklingigem Schwert, die Leiber bemalt mit Ingolafarbe und mit Lehm im Haar.

Sie tanzten ihren großen Tanz beim Schein eines riesigen Feuers: alle Weiber standen um sie herum und klatschten im Rhythmus mit den Händen.

Mitten dabei waren sie, als ein Bote in seinem Kanu ankam, sich vor dem jungen Häuptling auf die Erde warf und sagte:

»Herr, Sandi ist einen Tagesmarsch von hier. Er hat fünfzig

Soldaten mit sich und das Messinggewehr, das spricht: Ha, ha, ha, ha, ha!«

Schweigen regierte im höfischen Kreise, das von der Stimme des Akasavahäuptlings unterbrochen wurde.

»Ich denke, ich mache, daß ich nach Hause komme. Ich fühle, daß eine Krankheit mich überkommen will; außerdem ist jetzt die Zeit, wo meine Ziegen werfen.«

»Hab doch keine Angst!« sagte Sato Koto brutal. »Des Königs Schatten ist über dir, und er ist so mächtig, daß die Erde bei seinem Schritt zittert und die Wasser des Großen Stromes sich teilen, wenn sie seinen Tritt hören, und der Weiße fürchtet ihn auch.«

»Trotzdem«, sagte der Akasavahäuptling etwas aufgeregt. »Ich muß gehen, denn mein jüngster Sohn ist fieberkrank und ruft die ganze Zeit nach mir.«

»Hiergeblieben!« Der Ton des Regenten erlaubte kein Mißverständhen.

Sanders kam weder am nächsten Tage noch am übernächsten. Er bewegte sich langsam, da er eine Gegend durchquerte, wo es viele Mißverständnisse aufzuklären gab. Bei seiner Ankunft sandte er einen Boten voraus, der sein Eintreffen ankündigte; er fand den Ort in friedlicher Geschäftigkeit, die Weiber beim Kornmahlen, die Männer rauchend, während kleine Kinder auf der Straße spielten und sich herumwälzten.

Sanders machte an der äußereren Umfriedung der Stadt auf einem kleinen Hügel halt, von dem aus man die Hauptstraße übersah, und schickte nach dem Regenten.

»Warum muß ich nach dir schicken?« fragte er. »Warum bleibt der Häuptling in der Stadt, wenn ich komme? Das ist eine Schande!«

»Herr«, meinte Sato Koto, »es gehört sich nicht, daß ein so großer König sich so demütigt.«

Sanders war es weder zum Lachen, noch war er ärgerlich. Er hatte es mit einem aufsässigen Volk zu tun, und sein eigenes feines Empfinden war belanglos, wo der Frieden des Landes in Frage stand. »Mir scheint, der Häuptling hat schlechte Ratgeber gehabt«, sagte er laut vor sich hin, und Sato Koto wand sich vor Verlegenheit.

»Geh jetzt zum Häuptling und sage ihm, er soll kommen - denn ich bin sein Freund.«

Der Regent ging, kam aber ohne Häuptling wieder. »Herr, er will nicht kommen«, sagte er finster.

»Dann werde ich zu ihm gehen.«

»Wozu?« fragte Sato Koto.

»Das wirst du sehen.«

König Peter saß vor seiner Hütte und grüßte den Distriktsgouverneur mit niedergeschlagenen Augen.

Sanders' Soldaten schlossen einen Halbkreis um die Hütte und hielten das Volk zurück.

»Häuptling«, sagte Sanders - er trug in seiner Hand einen Rohrstock von bekanntem Aussehen, und als er sprach, fuchtelte er damit in der Luft herum, daß es einen summenden Laut gab. - »Steh auf!«

Der Häuptling erhob sich widerwillig. Sanders packte ihn beim Kragen.

Sssst!

Der Rohrstock traf ihn höchst schmerhaft, und er sprang mit einem gellenden Schrei in die Höhe.

Sssst, Sssst, Sssst!

Heulend und tanzend, wild seine Hände bald hierhin, bald dahin ausstreckend, um die Hiebe abzuwehren, stammelte König Peter um Erbarmen.

»Herr!« Sato Koto, das Gesicht entstellt vor Wut, langte nach

seinem Speer.

»Erschießt den Kerl, wenn er sich dreinmischt!« rief Sanders, ohne den Häuptling loszulassen.

Der Regent sah die schußfertigen Büchsen und trat hastig zurück.

»Nun«, sagte Sanders, indem er den Stock fortwarf, »wollen wir ein kleines Stück aufführen.«

»Wau, Wau, ohko!« stotterte Seine Majestät weinerlich.

»Ich gehe zum Busch zurück«, sagte Sanders. »Nach einer kleinen Weile wird ein Bote zu dir kommen und dir sagen, daß der Distriktsgouverneur auf dem Wege zu dir ist. Hast du verstanden?«

»Yihi«, stotterte der Häuptling.

»Dann wirst du mit deinen Ratgebern und Ältesten vor die Stadt gehen und meine Ankunft erwarten, wie das Sitte ist. Ist dir das klar?«

»Jaaa, Herr!« wimmerte der Junge.

»Gut!« Sanders zog seine Leute zurück.

Nach einer halben Stunde kam ein feierlich aussehender Bote zum Häuptling, und der ganze Hofstaat ging zu dem kleinen Hügel, um den Weißen zu empfangen. Dieses war der Anfang von König Peters Erziehung, denn so wurde ihm Gehorsam beigebracht.

Sanders schlug sein Lager in der Isisstadt auf und hielt Gericht.

»Sato Koto«, sagte er am zweiten Tage zu diesem, »kennst du das Dorf Ikan?«

»Ja, Herr, es liegt zwei Tagereisen entfernt im Busch.«

Sanders nickte. »Du wirst deine Weiber, deine Kinder, deine Diener und deine Habseligkeiten nach Ikan bringen und dort bleiben, bis ich dir Erlaubnis gebe, hierher zurückzukehren. Das

Palaver ist aus.«

Am nächsten Tag kam der Akasavahäuptling an, sehr beunruhigt. »Herr, wenn irgendeiner sagt, ich hätte dir Unrecht getan, dann lügt er.«

»Dann bin ich ein Lügner!« entgegnete Sanders. »Denn ich sage, daß du ein Bösewicht bist, der voll von Schlechtigkeiten steckt.«

»Wenn es so sein sollte«, sagte der Häuptling, »daß du mir befehlst, nach meinem Dorf zurückzugehen, wie du das Sato Koto befohlen hast, dann werde ich gehen, da der, der mein Vater ist, nicht zufrieden mit mir ist.«

»Das befehle ich«, entgegnete Sanders. »Außerdem zwanzig Hiebe für das Wohl deiner Seele. Überdies denke daran, daß unten am großen Fluß, bei Tembeli, ein Ort ist, wo die Menschen in Ketten arbeiten, weil sie dem Government untreu waren und Greuel begingen.«

So ging der Häuptling von Akasava seiner Strafe entgegen.

Da waren noch andere Angelegenheiten, die richtiggestellt werden mußten, aber diese hatten nur nebensächliche Bedeutung, und als alle diese zur Zufriedenheit Sanders', wenn auch durchaus nicht zur Zufriedenheit seiner Untertanen, geregelt waren, wandte der Distriktsgouverneur seine Aufmerksamkeit von neuem der Erziehung des Häuptlings zu.

»Peter«, sagte er, »morgen bei Sonnenaufgang werde ich nach meinem Ort zurückmarschieren und dich ohne Ratgeber lassen.«

»Herr, wie kann ich ohne Ratgeber auskommen, da ich doch nur ein Knabe bin?« fragte der Häuptling niedergeschlagen und reuig.

»Indem du zu dir selber sagst, wenn ein Mann nach Gerechtigkeit schreit: ›Wenn ich dieser Mann wäre, wie würde ich wünschen, daß des Königs Gerechtigkeit aussieht?‹«

Der Junge sah unglücklich drein. »Ich bin sehr jung«,

wiederholte er, »und heute kommen von den umliegenden Dörfern viele, die Hilfe gegen ihre Widersacher suchen.«

»Nun gut«, sagte Sanders, »heute will ich zur Rechten des Häuptlings sitzen und von seiner Weisheit lernen.« Der Junge stand vor Verlegenheit auf einem Bein und sah seitwärts nach Sanders hin.

Da ist ein kleiner Hügel hinter der Stadt. Ein ausgetretener Fußweg führt zu ihm hinauf, und oben befindet sich eine mit Strohdach gedeckte Hütte ohne Seitenwände. Von diesem Hügel sieht man den breiten Fluß mit seinen Sandbänken, wo die Krokodile mit offenem Rachen schlafen; man sieht, wie sich das Land auf Akasava zu erhebt, wie die Hügel einer über den anderen klettern, bedeckt mit einer Wirrnis von grellem Grün. In diesem Hause hält der Häuptling Gericht und fordert die Streitenden auf, vorzutreten. Sato Koto war gewohnt, neben dem Häuptling zu stehen und mit dem Recht Schacher zu treiben.

Heute machte sich Sato Koto reisefertig, und Sanders saß an des Häuptlings Seite.

Da waren in der Tat viele Streitende.

Da war ein Mann, der ein Weib gekauft hatte; er hatte nicht weniger als tausend Messingstangen und zwei Säcke Salz für sie gegeben. Er hatte grade zwei Monate mit ihr gelebt, als sie sein Haus verließ.

»Weil sie einen Liebhaber hatte«, sagte der Mann mit philosophischer Ruhe. »Daher, mächtige Sonne der Weisheit, muß ich meine Messingstangen und mein Salz wiederhaben.«

»Was meinst du?« fragte Sanders.

Der Häuptling kicherte verlegen. »Was sagt der Vater der Untreuen?« fragte er darauf zögernd, wozu Sanders nickte.

»Das ist eine weise Frage«, sagte er zustimmend und rief den Vater, einen geschwätzigen alten Mann.

»Nun, König«, sagte dieser eifrig, »ich verkaufte dieses Weib,

das meine Tochter ist. Wie soll ich ihre Absicht kennen? Sicher erfülle ich meinen Vertrag, wenn das Weib zu dem Manne geht. Wie soll der Vater beaufsichtigen, wo der eigne Mann versagt?«

Sanders sah den Häuptling an, und der Junge holte tief Atem.

»Es ist doch so«, begann er, »M'bleni, das Weib, deine Tochter, hat viele Jahre in deiner Hütte gelebt; und wenn du ihr Wesen nicht kennst, dann bist du entweder ein großer Narr, oder sie ist ein ränkevolles Geschöpf. Deshalb urteile ich, daß du dieses Weib verkauft hast, obwohl du ihre Fehler kanntest. Aber auch der Ehemann muß etwas auf sich nehmen. Du nimmst deine Tochter zurück, und gibst fünfhundert Messingstangen und einen Sack Salz zurück, und sollte deine Tochter wieder heiraten, dann mußt du die Hälfte ihrer Mitgift an diesen Mann bezahlen.«

Sehr, sehr langsam nur gab er sein Urteil ab, zögernd, ängstlich; und ab und zu flog sein Blick fragend zu dem Weißen hinüber, ob dieser sein Urteil billige.

»Das war gut«, sagte Sanders und rief einen anderen Kläger auf.

»Herr und König«, begann der neue Kläger, »ein Mann hat mich und meine Familie unter seinen bösen Zauber gestellt, so daß wir alle kränkeln.«

Hier war eine Nuß zu knacken für den kleinen Häuptling, und da Sanders ihm nicht beisprang, entwirrte er den Knoten schweigend für sich.

»Auf welche Weise hat er dich verflucht?« fragte der Häuptling schließlich.

»Mit dem Bann des Todes«, antwortete der Kläger mit gedämpfter Stimme.

»Dann sollst du ihn ebenso verfluchen«, antwortete der König, »und es wird darauf ankommen, wessen Bann der stärkere ist.«

Sanders verbarg ein Grinsen hinter seiner Hand, und der Häuptling, der es bemerkte, lächelte ebenfalls. Von hier an machte Peter schnell Fortschritte, und von Zeit zu Zeit drangen Geschichten zum Government von einem jungen Häuptling, der ein Salomon im Urteilen sei.

So weise war er - wer wüßte das Rezept, das er in allen Fällen anwandte? -, so wohltätig, so friedfertig, daß der Häuptling der Akasava, der in Zeitabständen Tribut zu zahlen hatte, dieses milde Regiment mißbrauchte und weder Mais noch Fisch noch Korn sandte. Er tat das nach einer Reise nach dem fernen Ikan, wo er mit des Häuptlings Onkel, Sato Koto, zusammentraf und mit diesem gemeinsames Handeln verabredete.

Da die Ernte gut war, ging Häuptling Peter über diese erste Unterlassung hinweg. Aber der zweite Tribut war fällig, und weder Akasava noch Ikan sandten welchen, und die Isisileute, ärgerlich über diese Unverschämtheit, murrten, und der kleine Häuptling saß in der Einsamkeit seiner Hütte, um über ein Vorgehen nachzudenken, das gerecht und wirksam war.

»Ich bedaure wirklich, Ihnen ungelegen zu kommen«, schrieb Sanders an den Gouverneur, »aber ich werde mir Ihre Haussasoldaten ausbitten müssen für einen Zug nach Isisi. Da ist eine Tributstreitigkeit entstanden, und Peter ist nach Ikan gezogen und hat seinen Onkel beseitigt. Seine müßige Zeit hat er damit ausgefüllt, den Akasavaleuten die schlimmsten Prügel zu versetzen, die sie jemals erhalten hatten. Ich billige durchaus alles, was Peter getan hat, weil ich fühle, daß er nur vom strengsten Gerechtigkeitssinn getrieben wird und dem Bestreben, das Richtige zur richtigen Zeit zu tun - und es war Zeit, daß Sato Koto erledigt wurde. - Dennoch werde ich Peter einen Verweis erteilen müssen, schon um des Scheines willen. Der Akasavahäuptling verbirgt sich im Busch.« Peter kam nach seinem kurzen, aber tapferen Feldzug in seine Hauptstadt zurück. Er ließ zwei Gebiete hinter sich, denen sein Besuch sehr gut bekommen war, wenn sie sich auch etwas wund fühlten.

Der junge Häuptling versammelte seine Ältesten, seine Zauberdoktoren und andere Größen.

»Bei allen Gesetzen der Weißen«, sagte er, »habe ich Sanders gegenüber unrecht gehandelt, denn er hat mir befohlen, nicht Krieg zu führen, und siehe, ich habe meinen Onkel vernichtet, der ein Hund war; und ich habe die Akasava in den Busch gejagt. Aber Sandi sagte mir auch, daß ich tun solle, was recht ist, und das habe ich getan nach meinem Dafürhalten; denn ich habe einen Mann vernichtet, der Schande über meinen Stamm gebracht hat. Nun scheint es mir, daß es nur ein Ding zu tun gibt, das ist: Zu Sandi zu gehen, ihm die Wahrheit zu sagen und um sein Urteil zu bitten.«

»Herr und König«, bemerkte sein ältester Ratgeber, »was dann, wenn Sandi dich in Ketten wirft?«

»Das - steht in der Zukunft«, gab der Häuptling zurück und erteilte den Befehl zur Reisevorbereitung.

Auf halbem Wege zum Government trafen sich die beiden. Häuptling Peter, der zur Küste, und Sanders, der hinauf zu ihm zog.

Und hier trug sich das große Ereignis zu.

Kein Wort wurde vor Sonnenuntergang über Peters begangenen Fehler gesprochen; aber als der blaue Rauch emporstieg von den Lagerfeuern der Haussasoldaten und Krieger und das kleine Lager in der Lichtung voller Leben war, nahm Sanders den Häuptling am Arm und führte ihn längs des Pfades, der in den Busch führte.

Peter erzählte seine Geschichte, und Sanders hörte zu. »Und was wurde aus dem Akasavahäuptling?«

»Herr, er floh in den Busch und schickte mir seine Flüche nach, und mit ihm zog mancher Bösewicht.«

Wieder nickte Sanders ernst.

Sie sprachen über viele Dinge, bis die Sonne lange Schatten

warf; und dann gingen sie auf ihren Spuren zurück. Sie waren etwa noch eine halbe englische Meile vom Lager, und das entfernte Geräusch lachender Menschen und der schwache Geruch brennender Feuer drang schon zu ihnen, als der Akasavahäuptling hinter einem Baume hervortrat und gerade vor ihnen, mitten auf dem schmalen Pfad, stand. In seiner Begleitung waren etwa acht schwerbewaffnete Männer.

»Herr und König«, sagte der Akasavahäuptling zu Peter, »ich habe auf dich gewartet.«

Der Häuptling machte weder eine Bewegung, noch gab er eine Antwort; aber Sanders langte nach seinem Revolver.

Seine Hand umspannte den Kolben, als ihn etwas traf und er hinfiel wie ein Klotz.

»Nun wollen wir den Isisihäuptling abtun und den Weißen auch«, sagte der Akasavahäuptling; aber Sanders nahm kein besonderes Interesse mehr an der Unterhaltung, denn da war ein Haufe wilder Bienen in seinem Schädel und ein wirrer Schmerz; er fühlte sich sterbenselend.

»Ob ihr mich totmacht, ist gleichgültig«, sagte Häuptling Peters Stimme, »denn da sind viele Männer, die mich ersetzen können; aber wenn ihr Sandi mordet, dann mordet ihr den Vater des Volkes, und keiner kann ihn ersetzen.«

»Er hat dich gepeitscht, kleiner König!« spottete der Akasavahäuptling.

»Ich würde ihn in den Fluß werfen«, sagte eine fremde Stimme nach langer Pause. »Auf diese Weise wird keine Spur von ihm gefunden werden, und niemand wird uns seinen Tod zur Last legen.«

»Und was machen wir mit dem König?« fragte eine andere Stimme.

Dann hörte man ein Brechen von Zweigen und die Stimmen von Leuten.

»Sie suchen«, flüsterte jemand. »König, wenn du sprichst, bring' ich dich jetzt um.«

»Stoß zu!« antwortete des jungen Häuptlings ruhige Stimme. Dann schrie er: »He, M'sabo, Beteli! Sandi ist hier!«

Das war alles, was Sandi hörte.

Zwei Tage später saß Sandi aufrecht im Bett und verlangte Aufklärung. Als er erwachte, war ein junger Doktor bei ihm, der, wie von der Vorsehung geschickt, vom Government heraufgekommen war.

»Der Häuptling...?« Er zögerte.

»Der Häuptling ist erledigt, aber er rettete Ihr Leben. Ich denke, Sie wissen das?«

»Ja«, sagte Sanders hart.

»Schneidiger, kleiner Kerl«, meinte der Doktor.

»Wahrlich!« bestätigte Sanders. Dann: »Haben sie den Akasavahäuptling erwischt?«

»Ja; er war so scharf darauf, Sie zu erledigen, daß er sogar sein Auskneifen verzögerte. Der kleine Häuptling warf sich über Sie und deckte Sie mit seinem Leibe.«

»Genug!«

Sanders' Stimme war an sich barsch und sein Wesen brüsk in seinen besten Augenblicken, aber jetzt war seine Rauheit geradezu brutal.

»Machen Sie, daß Sie aus der Hütte kommen, Doktor! Ich will schlafen.«

Er hörte den Doktor gehen, hörte den Holzriegel an der Tür der Hütte niederfallen, dann wandte er sein Gesicht zur Wand und weinte.

Die Hüter des Steins

Bei Ochori im großen afrikanischen Urwald am Ikelifluß lebt ein Volk, das in der EingeborenenSprache »Die Hüter des Steins« genannt wird.

Eine Sage ist dort im Umlauf, daß es »calacala« - das heißt vor langer Zeit - einen sonderbaren Stein gegeben hätte, der »mit den Zeichen des Satans« beschrieben sei, wie sich der würdige eingeborene Geschichtenerzähler ausdrückt. Der Stein wurde weit und breit verehrt, teils wegen seiner Zauberkräfte, teils wegen der beiden Geister, die ihn bewachten.

Es war ein Fetisch von ganz besonderem Wert für das gutherzige Volk, das in dem Großen Wald lebte. Aber die Akasavaleute, die weder gemütlich noch ehrfurchtvoll waren und die überdies gerade einen solchen Fetisch gebrauchen konnten, überfielen die Ochori an einem glühendheißen Morgen und nahmen diesen Wunderstein neben anderen beweglichen Gegenständen an sich.

Vermutlich gingen auch die »Messinggespenster« mit.

Es war eine schwere Aufgabe, sich des Steines zu bemächtigen, denn er war in einen großen grauen Felsen eingelassen, und manche Speerspitze wurde abgebrochen, ehe es gelang, den Stein von seinem Platz loszubrechen.

Aber am Ende gelang es, und mehrere Jahre lang brüsteten sich die Akasavaleute, daß ihnen viele Wohltaten aus diesem heiligen Besitz zuflössen.

Da verschwand der Stein plötzlich, und mit ihm alles Glück seiner bisherigen Besitzer, denn das Verschwinden des Steines fiel zeitlich zusammen mit der Einsetzung der britischen Herrschaft, und das war eine sehr schlimme Sache für die Akasavaleute.

In diesen längst vergangenen Tagen - so um 1895 herum -

kam ein lächerlicher Mensch, ganz in Weiß gekleidet, mit einem Gefolge von 6 Soldaten an. Er überbrachte eine Botschaft von Frieden und guter Kameradschaft und schwatzte von einem neuen König und einem neuen Gesetz. Die Akasavaleute hörten zuerst in betroffener Verwunderung zu. Aber als sie sich von ihrem Erstaunen ein wenig erholt hatten, schnitten sie ihm und seinem Gefolge die Köpfe ab. Das schien ihnen das einzig Richtige unter diesen Umständen.

Dann wachten die Akasavaleute eines Morgens auf und sahen ihre Stadt voll von fremdartigen weißen Leuten, die schnell auf ihren Dampfern den Fluß heraufgekommen waren. Es waren ihrer zu viele, um Streit mit ihnen anzufangen, und das Volk saß ruhig, ein wenig erschrocken und sehr neugierig da, während zwei schwarze Soldaten Hände und Füße des Akasavahäuptlings fesselten, ehe sie ihn aufhingen.

Aber damit endete das Unglück der Akasavaleute noch nicht. Der Maniok war schlecht geraten und sehr giftig (von Blausäure); ein großes Sterben ging durch ihre Ziegenherde, und die Ernte wurde durch plötzliche Tornado-Unwetter verdorben.

Der Schwarze hat immer ein Mittel gegen solche Schicksalsschläge: Wenn du das Ding nicht hast, das du brauchst, geh und hol's dir!

Deshalb folgten die Akasavaleute unzähligen früheren Beispielen, überfielen die Ochori, nahmen ihnen viel Mais weg und hinterließen viele Erschlagene und solche, die um Erlösung durch den Tod stöhnten.

Im Lauf der Zeit kamen die Weißen mit ihren Dampfern, mit den kleinen Schnellfeuergeschützen und dem bekannten Block und Flaschenzug, den sie an irgendeinem Baum befestigten und in der unvermeidlichen Weise benutzten.

»Es scheint«, meinte der neue Häuptling - derselbe, der später wegen Ermordung des Isisihäuptlings gehängt wurde - , »es scheint, daß das Gesetz der Weißen dazu gemacht ist, um

Schwächlinge auf Kosten der Starken triumphieren zu lassen. Das scheint närrisch, aber mit den Wölfen muß man heulen.«

Seine erste Regierungshandlung war, den Baum, der als Galgen benutzt worden war, fällen zu lassen, denn er lenkte die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich.

Dann grübelte der Häuptling über die Ursache allen Unglücks nach, das über die Akasava hereingebrochen war. Die Ursache war leicht zu finden. Der große Wunderstein war gestohlen, wie er wohl wußte, und das fehlende Heilmittel löste die Frage nach dem Dieb aus. Die verruchten Ochori standen im Verdacht.

»Wenn wir sie überfallen«, sagte der Akasavahäuptling nachdenklich, »und sie nicht erschlagen, aber mit Feuer foltern, bis sie uns verraten, wo sie den Götterstein verborgen halten, verzeihen uns die Großen Geister vielleicht.«

»Als ich jung war«, fiel ein betagter Ratgeber ein, »pflegten wir glühende Kohle in die Hände der Diebe zu legen und die Hände dann zuzubinden, bis sie gestanden.«

»Feines Mittel«, nickte ein anderer Alter beifällig. »Auch wenn man jemand auf die Bahn der Wanderameise festbindet, bringt man ihn leicht zum Reden.«

»Dennoch halte ich's nicht für ratsam, gegen die Ochori vorzugehen«, meinte der Häuptling, »und zwar aus vielen Gründen. Der Hauptgrund ist der: Wenn die Ochori wirklich den Stein besitzen, werden wir auch nicht mit ihnen fertig wegen der beiden Messinggeister - obwohl ich mich nicht entsinnen kann, daß diese Geister sehr mächtig waren, als wir den Stein besaßen«, fügte er nicht ohne Hoffnung hinzu.

Der kleine Beutezug, der darauf folgte, und die Suche nach dem Stein sind kurz in amtlichen Berichten niedergelegt. Die Suche war erfolglos, und die Akasava mußten sich mit geringeren Beutestücken begnügen, die sie gerade erwischen konnten.

Wie Mr. Hübschmann endete und Sanders heraufkam, habe

ich bereits erzählt. Das war lange her, und viele Dinge ereigneten sich in der Folge, die den Stein völlig aus der Erinnerung des Volkes strichen. Der Akasavahäuptling starb für verschiedene Missetaten den Henkerstod, und Frieden kam über das Land, das Togo umsäumt.

Zweimal in seinem Leben war Sanders überrascht. Einmal bei Ikeli, den die Eingeborenen den »Kleinen Fluß« nennen; aber es ist kein kleiner Fluß, im Gegenteil, ein breiter, starker, heimtückischer Strom, mit Wirbeln und Schnellen und schäumendem Gefalle, wo er in Windungen seewärts strebt.

Sanders saß auf einem Deckstuhl unter dem Sonnensegel seines winzigen Dampfers und beobachtete den vorbeirauschenden Strom in zufriedener Gemütsstimmung, denn das Land war ruhig, die Ernte gut, und es war keinerlei Verbrechen vorgekommen, von dem er wußte.

In Bofabi herrschte die Schlafkrankheit, Beriberi in Akasava, und im Isisiland hatte jemand einen neuen Gott entdeckt, den man Tag und Nacht anbetete. Sanders kümmerte sich nicht um neue Götter, denn Götter jeglicher Art waren eine wohltätige Zugabe.

Milini, der neue Häuptling von Isisi, hatte ihm Botschaft gesandt: »Herr«, sagte sein Wortführer, der Bote, »dieser neue Gott lebt in einem Kasten, der auf den Schultern der Fetischpriester getragen wird. Der Kasten ist sooo lang und sooo breit, und da sind vier Löcher, in die die Stangen passen, und der Gott drinnen ist ein starker Gott und sehr stolz.«

»Ko, Ko«, sagte Sanders mit höflichem Interesse. »Sage deinem Herrn und König, solange dieser Gott dem Gesetz gehorcht, kann er im Isisiland sein und braucht keine Hüttensteuer zu zahlen.

Aber wenn er den jungen Männern sagt, daß sie Krieg führen sollen, dann werde ich mit einem stärkeren Gott, der euren Gott auffrißt, zu euch kommen. Das Palaver ist aus.«

Sanders hatte die Füße auf die Reling gelegt und dachte müßig an den neuen Gott.

Wann war der letzte gekommen? Da war einer im N'Gombiland - Jahre zurück -, ein ganz trauriger Gott, der in einer Hütte wohnte, der sich niemand nähern durfte. Da war ein anderer Gott, der mit Donner ankam und Opfer forderte - Menschenopfer! Das war ein ausnahmsweise schlimmer Gott; er hatte die britische Regierung 600000 Pfund Sterling gekostet, denn es kam zu einem Buschkrieg und Aufruhr im Lande. Aber im großen und ganzen waren es gute Fetische, die niemand Böses zufügten, denn es ist eine Gewohnheit neuer Götter, daß sie ihr Erscheinen nach der Ernte verlegen und vor den Beginn der Regenzeit.

Diese Gedanken beschäftigten Sanders, als er auf dem Vordeck der kleinen »Zaire« im Schatten des gestreiften Sonnensegels saß.

Am nächsten Tag vor Sonnenaufgang wandte er die Nase des Dampfers stromaufwärts, denn er war neugierig, wie es dem furchtsamen Ochorivolk ginge, das zu nahe bei den Akasavaleuten wohnte, um ein bequemes Dasein führen zu können, und das auch sonst etwas der Pflege bedurfte.

Der winzige Dampfer kam nur langsam vorwärts, denn das Gefalle des Stromes war sehr stark.

Nach zwei Tagesfahrten kam Sanders nach Lukati, wo der junge Carter die Station leitete.

Der Stationsleiter kam in seinem Pyjama zum Ufer herunter. Er hatte einen großen Tropenhelm im Nacken sitzen und begrüßte seinen Vorgesetzten etwas stürmisch.

»Nun?« fragte Sanders. Carter erzählte ihm alle Neuigkeiten. Da gab es Streitigkeiten um Land in Ebibi. Otabo von Bofabi war an einer Seuche gestorben. Zwei Leoparden plagten die anliegenden Dörfer und...

»Haben Sie vom Isisigott gehört?« fragte er plötzlich, und

Sanders sagte: Ja, das hätte er wohl.

»Es ist ein alter Freund von Ihnen. Meine Leute erzählten mir, daß dieser alte Götterkasten den Stein der Ochori enthielte.«

»Oh!« sagte Sanders mit plötzlich erwachtem Interesse. Er frühstückte mit seinem Untergebenen, musterte dessen kleine Garnison von 30 Mann, besuchte Carters Farm, bewunderte seine wohlschmeckenden Kartoffeln und lobte die Tomaten.

Dann ging er wieder an Bord und schrieb eine kurze Botschaft in winzigster Schrift auf das dünnste aller Papierschnitzel.

»Für alle Fälle«, sagte Sanders. Dann befahl er seinem Diener: »Bring mir Nr. 14!«, und Abiboo kam zu ihm zurück, eine Taube in seiner Hand.

»Nun, kleiner Vogel!« sagte Sanders, während er sorgfältig seinen Brief um das Bein des kleinen Boten rollte und ihn dort mit einem Gummibändchen befestigte, »du hast 200 Meilen bis morgen früh zu durchfliegen. Hüte dich vor Habichten!«

Dann nahm er die Taube in die Hand, ging an das Heck des Dampfers und warf sie in die Luft.

Seine Besatzung von 12 Mann saß um den Kochtopf herum, jenen Topf, der immer am Brodeln ist.

»Yoka«, rief er, und sein halbnackter Maschinist kam den Abhang heruntergesprungen.

»Dampf auf!« befahl Sanders. »Schafft das Holz an Bord! Ich will nach Isisi.«

Nicht der geringste Zweifel bestand, daß dieser neue Gott äußerst mächtig war.

Drei Stunden vor der Stadt stieß die »Zaire« auf ein langes Kanu; 4 Mann standen an den Paddeln und sangen Klagelieder. Sanders entsann sich, daß er an einem Dorf vorübergekommen war, wo Weiber, die Körper mit grünen Blättern bedeckt, am Ufer des Stroms wehklagten.

Er ließ stoppen, bis er das Kanu quer ab hatte, und sah einen

Toten steif auf dem Boden des Kanus liegen.

»Wo wollt ihr hin mit der Leiche?« rief er.

»Nach Isisi, Herr«, lautete die Antwort.

»Die Mitte des Stroms und die kleinen Inseln sind die Ruhestätten für die Toten«, sprach Sanders barsch. »Es ist Torheit, die Toten zu den Lebenden zu bringen.«

»Herr«, antwortete der Sprecher der Leute, »in Isisi wohnt ein Gott, der lebendig macht. Dieser da« - er wies auf den Toten - »ist mein Bruder, und er starb überraschend schnell. Der Leopard hat ihn geschlagen! - Er starb so schnell, daß er uns nicht einmal mehr sagen konnte, wo er sein Salz und seine Messingstäbe versteckt hielt. Deshalb wollen wir mit ihm nach Isisi, damit der neue Gott ihm gerade noch so viel Leben gibt, als nötig ist, um seinen Verwandten seine Erbschaft zu vermachen.«

»Die Strommitte!« wiederholte Sanders ruhig und wies auf eine einsame Insel, die, überzogen von einer grünen Wirrnis, für einen Begräbnisplatz wohl geeignet war. »Wie heißt du?«

»Herr, mein Name ist N'Kema«, sagte der Gefragte mürrisch.

»Los dann, N'Kema!« befahl Sanders und ließ den Dampfer langsam vorwärtsgehen, während er sah, wie das Kanu seine stumpfe Nase auf die Insel zu nahm und der Leichnam ausgeladen wurde. Dann stellte er die Maschine alle Kraft voraus, steuerte klar von einer Sandbank und gewann die Fahririnne.

Sanders war jetzt wirklich beunruhigt.

Der Stein war ein etwas ungewöhnlicher Fetisch und mußte vorsichtig angefaßt werden. Daß der Stein tatsächlich da war, wußte er. Sagen über ihn gab es unzählige; ein Forschungsreisender hatte ihn sogar in der Entdeckungszeit durch sein Glas gesehen. Auch von den »Geistern in Messinggewändern« hatte er gehört, diesen phantastischen und

kiegerischen Gespenstern, die friedvolle Männer in den Krieg trieben - außer den Ochori, die niemals kriegerisch waren und die keine noch so große Anzahl Geister zu Gewalttätigkeiten hätte anspornen können.

Sanders nahm die Eingeborenen ernst, und das ist - nebenbei gesagt - das Geheimnis einer geschickten Regierung; für ihn waren Geister Tatsache und Fetische mächtige Möglichkeiten. Ein Mann, der weniger Kenntnis von Land und Leuten besaß, hätte sich darüber lustig gemacht; aber Sanders war nicht vergnügt darüber, denn auf ihm ruhte eine große Verantwortlichkeit.

Er kam nachmittags in der Isisstadt an und bemerkte schon aus der Ferne, daß etwas Ungewöhnliches vorging. Die Menge Weiber und Kinder, die die Ankunft des Distriktsgouverneurs für gewöhnlich anzog, versammelte sich nicht, als er von der Mitte des Stroms zur Seite steuerte und der Fahrrinne folgte, die ins seichte Wasser führte.

Nur der Häuptling und eine Handvoll alte Leute erwarteten ihn; der Häuptling schien aufgeregt und in Nöten.

»Herr«, sprudelte er heraus, »ich bin nicht mehr Häuptling in dieser Stadt wegen des neuen Gottes. Das Volk versammelt sich auf der anderen Seite des Hügels und sitzt dort Tag und Nacht und starrt den Gott im Kasten an.«

Sanders biß sich nachdenklich auf die Lippen und sagte nichts.

»Letzte Nacht«, fuhr der Häuptling fort, »erschienen die Hüter des Steins und gingen durch den Ort.«

Er zitterte, und der Schweiß stand in großen Perlen auf seiner Stirn, denn ein Gespenst ist ein fürchterliches Ding. »Das ganze Geschwätz von dem ›Hüter des Steins‹ ist ja Blödsinn«, antwortete Sanders ruhig. »Eure Weiber und furchtsamen Knaben haben sie gesehen.«

»Herr, ich selbst habe sie gesehen«, erwiederte der Häuptling

einfach, und Sanders war betroffen, denn der Häuptling war ein nüchterner Mann.

»Den Teufel habt ihr!« entgegnete Sanders auf englisch und dann: »Was für eine Art Geister war das denn?«

»Herr«, entgegnete der Häuptling, »sie hatten weiße Gesichter wie Eure Hoheit selbst; sie trugen Messing auf den Köpfen und Messing auf der Brust; ihre Oberschenkel waren nackt, aber auf den Unterschenkeln war wiederum Messing.«

»An irgendeinen Geist zu glauben, ist schon eine harte Zumutung«, sagte Sanders gereizt, »aber an ein Messinggespenst mag ich um keinen Preis glauben.« Wieder sprach Sanders englisch, wie er es gewohnt war, wenn er Selbstgespräche hielt. Der Häuptling schwieg, weil er Sanders nicht verstand.

»Was sonst noch?« fragte Sanders.

»Sie hatten Schwerter«, fuhr der Häuptling fort. »Solche, wie sie die Elefantenjäger der N'Gombi haben, breit und kurz. Und am Arm trugen sie einen Schild.«

Sanders war sprachlos.

»Und sie riefen: Krieg, Krieg«, fügte der Häuptling hinzu, »und das ist die größte Niedertracht, denn meine jungen Männer tanzen seitdem den Tanz des Todes, bestreichen ihren Leib mit Kriegsfarben und prahlen.«

»Geh in deine Hütte«, befahl Sanders. »Ich werde im Augenblick bei dir sein.«

Sanders sann und sann und qualmte eine Brasil nach der anderen. Dann sandte er nach seinem Diener Abiboo. »Abiboo«, sagte Sanders, »nach meiner Meinung bin ich dir stets ein guter Herr gewesen.«

»Das stimmt, Herr!«

»Nun will ich dich damit beauftragen, dich unter meine Leute zu mischen und herauszufinden, an welche Götter sie glauben.

Wenn ich sie selber frage, werden sie mich aus Höflichkeit belügen, indem sie diesen oder jenen Gott erfinden, in der Meinung, mir damit zu gefallen.«

Abiboo wählte die Essensstunde nach Sonnenuntergang, als die Bäume bewegungslos standen. Er kam zurück, während Sanders bei der zweiten Tasse Kaffee in seinem winzigen Deckhaus saß.

»Herr«, berichtete er, »drei haben überhaupt keinen Gott, drei andere haben besondere Familienfetische, zwei sind mehr oder weniger Christen, und die vier Haussas sind meines Glaubens.«

»Und du?«

Abiboo, der Kanojüngling, lächelte bei Sanders' erheuchelter Naivität. »Herr«, sagte er, »ich bin ein Anhänger des Propheten und glaube nur an den einen Gott, den Gütigen und den Erbarmenden.«

»Gut«, sagte Sanders, »laß die Leute jetzt das Feuerholz laden! Yoka soll gegen Mondaufgang Dampf draufhaben, und dann soll alles fertig zur Abfahrt sein.«

Als es nach seiner Uhr zehn war, ließ er seine vier Haussasoldaten antreten und hieß jeden den kurzen Karabiner und Patronen nehmen; dann ging die kleine Abteilung an Land.

Sanders fand den Häuptling geduldig in seiner Hütte warten.

»Du wirst hierbleiben, Milini«, befahl Sanders, »und keine Schuld soll dich treffen, was auch immer heute nacht geschehen mag.«

»Was wird geschehen, Herr?«

»Wer weiß!« antwortete Sanders dunkel.

Die Straßen waren in pechschwarze Dunkelheit gehüllt, aber Abiboo, der eine Laterne trug, führte. Nur gelegentlich kam der Zug an einer bewohnten Hütte vorüber. Gewöhnlich sahen sie beim Schein eines glühenden Scheites, das in jeder Hütte brannte, daß sie leer war. Einmal rief ein Weib zu ihnen herüber,

als sie vorbeikamen: Ihre Stunde wäre nahe, sagte sie, und da wäre niemand bei ihr, um in der Stunde der höchsten Not zu helfen.

»Gott stehe dir bei, Schwester!« sagte Sanders, stets in Ehrfurcht vor den Mysterien der Geburt. »Ich will dir Frauen schicken; wie heißt du?«

»Sie werden nicht kommen«, rief die Stimme klagend. »Heute nacht ziehen die Männer in den Krieg, und die Weiber warten auf den großen Tanz.«

»Heute nacht?«

»Heute nacht, Herr; so bestimmen es die Messinggötter.«

Sanders machte mit seiner Zunge ein schnalzendes Geräusch. »Das werden wir sehen«, sagte er und ging weiter.

Der kleine Zug erreichte die Stadtgrenze. Vor ihnen, sich scharf von einem bronzenfarbenen Himmel abhebend, lag die dunkle Masse eines kleinen Hügels; diesen bestiegen sie.

Die Bronzefarbe des Himmels wurde rot, rosa und wieder mattes Kupfer, je nachdem die Feuer ihm Farbe gaben, aufloderten oder sanken. Als Sanders um den Hügel herumkam, hatte er einen vollen Überblick über die Szene.

Zwischen dem Rand des Urwalds und dem Fuß des Hügels lag ein breiter Streifen ebenen Lands. An der linken Seite befand sich der Fluß, auf der rechten Sumpf und wieder Urwald.

Mitten in der Ebene brannte ein riesiges Feuer. Davor stand, gehalten von seinen Tragstangen, auf zwei hohen Gestellen ein viereckiger Kasten.

Aber das Volk...!

Ein ungeheurer Kreis, bewegungslos, schweigend; Männer, Weiber, Kinder, auf ihren Hüften hockend; winzige Säuglinge, auf den Schößen der Mütter ausgestreckt; ein starker Ring, gebildet aus diesen Menschen, mit dem Kasten und dem Feuer als Mittelpunkt.

Durch ein Gäßchen konnte man zu dem Kasten gelangen - ein Gäßchen, in dem nackte Männer auf- und abgingen. Das waren die, die das Feuer unterhielten, und Sanders sah sie Feuerholz zu diesem Zweck heranschaffen.

Indem er sich am äußeren Rand des Menschenkreises hielt, arbeitete er sich nach diesem Durchlaß hin; dann sah er sich nach seinen Leuten um.

»Es steht geschrieben«, sagte er in dem sonderbaren Arabisch der Kanoleute, »daß wir diesen falschen Gott forttragen sollen. Wer von uns bei diesem Abenteuer fallen soll, steht bei Allah, dem Allwissenden.«

Damit ging er furchtlos die Gasse entlang. Er hatte seinen weißen Anzug mit einem dunklen vertauscht und wurde von der Mehrzahl nicht eher bemerkt, als bis er mit seinen Haussas an dem Kasten stand.

Die Hitze, die das Feuer ausströmte, war überwältigend. Ganz nahe gekommen, sah Sanders, daß die Gewalt der Flammen die roh behauenen Bretter des Kastens auseinandergezogen hatte, und durch den Spalt hindurch sah er beim Schein der Flamme eine Steinplatte. »Nehmt schnell die Kiste hoch«, befahl er, und die Haussas hoben die Tragstangen auf ihre Schultern.

Bis dahin hatte die Riesenversammlung in schweigender Verwunderung dagesessen, aber als die Soldaten ihre Bürde aufhoben, brach ein Wutschrei aus 5000 Kehlen, und die Männer sprangen auf.

Sanders stand vor dem Feuer, die eine Hand erhoben. Schweigen herrschte. Neugier siegte über den Zorn.

»Volk von Isisi«, rief Sanders, »daß sich ja kein Mann röhrt, bis der Götterstein an ihm vorbei ist. Der Tod kommt schnell über jene, die den Pfad der Götter kreuzen.«

Er hatte einen Browning in der Hand, und die Gottheit, an die er in diesem Augenblick dachte, war nicht die in dem Kasten.

Das Volk zögerte, wogte hin und her, wie aufrührerische Massen in ihrer Unsicherheit hin- und herwogen.

Mit schnellen Schritten hatten die Träger ihre Last durch die offene Gasse getragen. Beinahe wären sie unbehelligt durchgekommen, als ein altes Weib heranhumpelte und Sanders am Arm packte.

»Herr, Herr«, kreischte sie, »was willst du mit unserem Gott machen?«

»Ihn an den ihm gebührenden Platz bringen, da mich das Government zu seinem Hüter bestimmt hat.«

»Gib uns ein Zeichen!« krächzte sie, und die Leute in ihrer Nähe wiederholten: »Gib uns ein Zeichen, Herr!«

»Dieses ist das Zeichen«, rief Sanders, der sich an das Weib in Kindesnöten erinnerte. »Durch des Gottes Gnade wird Ifabi, das Weib des Adako, einen Sohn gebären.«

Er vernahm ein Gemurmel, hörte seine Botschaft über die Köpfe der Menge wandern und sah eine Anzahl Weiber den Weg zurück nach dem Dorf nehmen; dann gab er Befehl zum Weitermarsch.

Murren wurde laut, und einmal hörte er eine tiefe männliche Stimme den Kriegsgesang anstimmen; aber niemand sang mit. Einer, wahrscheinlich derselbe Mann, schlug mit seinem Speer gegen seinen Bambusschild, aber keiner folgte seinem kriegerischen Beispiel. Sanders gewann die Dorf Straße; um ihn war ein Menschengewoge, so daß er dem Kasten nur mit Schwierigkeiten folgen konnte. Der Fluß kam in Sicht, der Mond ging als mattgoldener Ball über den Bäumen auf und säumte das Wasser mit silbernen Spitzen, und dann erhob sich ein einziger Schrei, der Ruf: »Er lügt! Er lügt! Er lügt! Ifabi, das Weib des Adako, hat eine Tochter!«

Sanders drehte sich schnell um wie eine gestellte Dogge. Seine Lippen kräuselten sich zu einem Zähnefletschen, das sein weißes, regelmäßiges Gebiß zeigte.

Nun rief Sanders: »Untersteh sich einer, seinen Speer zu erheben, und er stirbt!«

Wieder standen sie unentschlossen, und Sanders gab über seine Schultern einen Befehl nach rückwärts.

Nur noch einen Augenblick zögerten die Schwarzen, dann, als die Soldaten von neuem die Tragstangen des Götterkastens ergriffen, sprangen die Massen mit einem einzigen Wutschrei vorwärts.

Eine Stimme rief etwas. Wie durch einen Zauber legte sich der Tumult. Die Menge stob nach allen Seiten auseinander, und einer stürzte über den andern in dem wahnsinnigen Bestreben zu entfliehen.

Sanders, den Revolver immer noch entsichert, stand, den Mund weit offen vor Verwunderung über diese wahnsinnige Flucht. Er war allein mit seinen Leuten, und dann blickte er um sich:

Die Mitte der Straße entlang gingen zwei Männer. Sie waren beide gleich in kurze hochrote Kittel gekleidet, die ihre Knie unbedeckt ließen. Große Messinghelme bedeckten ihre Köpfe und Messingkürasse ihre Brust. Sanders betrachtete sie, als sie näher kamen, dann murmelte er: »Das ist nicht Fieber, das ist Wahnsinn!« Denn was er da sah, waren zwei römische Zenturionen, die Hüften mit gewaltigen Schwertern umgürtet.

Sanders stand still, und sie gingen an ihm vorbei; so nahe, daß er auf dem Buckel des Schildes die grobgetriebenen Buchstaben sah: »AUGUSTUS CAE«.

»Fieber«, sagte Sanders mit Nachdruck und folgte dem Götterkasten zum Schiff.

Als der Dampfer Lukati erreichte, befand sich Sanders noch immer im Zweifel, denn seine Temperatur war normal, und weder Sonne noch Fieber konnten für die Erscheinung verantwortlich gemacht werden.

Er fand die Verstärkung vor, die die kleine Brieftaube herbeigeholt hatte; aber die Verstärkung war jetzt überflüssig geworden.

»Das geht über meinen Verstand«, bekannte er Carter, dem er die Geschichte erzählte. »Aber wir wollen den Stein herholen, vielleicht gibt er Aufklärung. - Zenturionen! - Pah!«

Der Stein erwies sich bei hellem Tageslicht als grauer Granit, wie Sanders sich nicht erinnern konnte, solchen jemals hier draußen gesehen zu haben.

»Hier sind die Teufelszeichen«, sagte er, als er den Stein umdrehte. »Möglicherweise----!«

Er stieß einen Pfiff aus.

Kein Wunder, daß er pfiff, denn dicht nebeneinander war eine Anzahl Schriftzeichen, und Carter, der den Staub davon wegblies, las:

MARIUS ET AUGUSTUS

CENT.....NERO

IMPERAT... IN DEIS. DULCE

In dieser Nacht machte Sanders, indem er sein etwas verrostetes Latein aufpolierte und die Zwischenräume ausfüllte, eine Übersetzung:

Marius und Augustus, Zenturionen Neros, Cäsar und Kaiser, Ruhet sanft mit den Göttern!

»Wir sind die, die von jenseits des wilden Landes kamen, das Hannibal, der Karthager, entdeckte... Markus Septimus ging nach Ägypten und mit ihm Dezimus Superbus, aber auf Befehl Cäsars und durch die Gunst der Götter segelten wir über die finstere See jenseits... Hier lebten wir, da unsere Schiffe scheiterten, angebetet von den Barbaren, denen wir Kriegswissenschaften beibrachten... Ihr, die ihr nach uns kommt, bringt Grüße nach Rom an Kato Hippokritus, der am Tore wohnt...«

Sanders schüttelte seinen Kopf, als er zu Ende gelesen hatte, und bemerkte, es sei »verrückt«.

Bosambo aus Monrovia

Für viele Jahre hat der Stamm der Ochori eine Art grimmiglächerliche Rolle in der Tragödie afrikanischer Kolonisation abgegeben. In Zukunft werden wir über die Ochori nicht mehr zu lachen brauchen. Auch wird der Schläfrige in den Stunden nach Mitternacht, wenn die Unterhaltung im kleinen Kreise der um die Feuer wachenden Fischer versiegt, nicht mehr plötzlich durch Gelächter über einen Witz auf Kosten der furchtsamen Ochori aufgeweckt werden.

Alles das ist der liberianischen Regierung zuzuschreiben, obwohl sich die liberianische Regierung im Augenblick dieser Tatsache nicht bewußt ist.

Einmal wurde ein Kriegsschiff zur Erhöhung der Würde dieses Staats angeschafft. Wenn ich mich recht erinnere, war dieses Kriegsschiff das Geschenk eines Schiffsreeders, der keinen Wert auf dessen Besitz legte.

Die Regierung ernannte drei Admirale, vierzehn Kapitäne zur See und so viele Offiziere, wie dieses Kriegsschiff überhaupt zu tragen vermochte. Alle trugen goldstrotzende, aber schlechtsitzende Uniformen.

Die Regierung hätte auch eine Mannschaft für das Kriegsschiff ernannt, aber die Tatsache, daß das Schiff nicht groß genug war, um eine größere Anzahl Menschen zu fassen, als die der Offiziere betrug, hinderte sie daran. Dieses winzige Kriegsschiff der Schwarzen Republik stach einmal in See; die Admirale und Kapitäne lösten einander beim Heizen und Steuern ab - eine sehr amüsante und neue Sensation.

Auf der Rückfahrt nach dem Hafen sagte einer der Admirale: »Nun komme ich ans Steuer!« - und steuerte. Das Schiff fuhr auf einen Felsen auf und sank. Die Offiziere retteten sich leicht genug, denn jeder Monrovianer schwimmt wie ein Fisch; aber ihre Uniformen wurden vom Seewasser verdorben.

Auf die Anspielung, daß Bergungsarbeiten eingeleitet werden sollten, um das Schiff wieder flottzumachen, antwortete die Regierung sehr überlegen: Nein, sie dächte nicht daran.

»Wir wissen ja, wo es liegt«, meinte der Präsident der Republik, der gerade an seinem Schreibtisch im Regierungspalast saß und Ölsardinen aß. »Und wenn wir das Schiff jemals brauchen, wird es ein Trost sein, es so nahe bei uns zu wissen.«

Es wäre nichts mehr in dieser Angelegenheit erfolgt, aber die britische Admiralität erklärte, das Wrack sei eine Gefahr für die Schiffahrt, und befahl, daß der Platz, wo es lag, durch eine Boje zu bezeichnen sei.

Die liberianische Regierung zog die Sache in die Länge, aber auf Druckanwendung - ich habe diesbezüglich den Kommandanten S.M. Schiff »Zwerg« im Verdacht, der eine sehr scharfe Zunge führte - bequemte sie sich, und eine Glockenboje wurde an dem gesunkenen Dampfer angebracht. Die Glocke machte einen hübschen Spektakel, und die Monrovianer empfanden, daß sie den vollen Gegenwert ihres Geldes wiedererhalten hatten.

Aber Monrovia ist nicht nur aus befreiten amerikanischen Sklaven zusammengesetzt, die dort um 1821 angesiedelt wurden. Es gibt da Leute, die sich in einer Herrenmanier von den richtigen Monrovianern als »Einheimische Eingeborene« bezeichnen lassen. Die hauptsächlichsten unter diesen waren die Kruleute, die keine Steuern bezahlten, der Regierung trotzten und ihr von Zeit zu Zeit auf der Nase herumtanzten.

Am zweiten Morgen, nachdem die Glocke an ihrem Platz verankert war, wachte Monrovia auf und fand, daß tiefste Stille in der Bucht herrschte. Die Glocke schwieg, und zwei Admirale a. D., die gerade Fische im Vorland verhökerten, borgten sich ein Boot und ruderten hinaus, um den Tatbestand festzustellen. Die Erklärung war einfach: Die Glocke war gestohlen worden.

»Nun«, rief der Präsident der liberianischen Republik in Verzweiflung, »mag Beelzebub, der der Vater und Urheber aller Sünden ist, über diese diebischen Kruleute kommen.«

Eine andere Glocke wurde befestigt. Auch sie verschwand noch in derselben Nacht.

Noch eine dritte Glocke wurde an die Boje gelegt und von einer Bootsladung schwarzer Admirale bewacht. Die ganze Nacht saßen sie, bald mit der Dünung steigend, bald fallend, und das eintönige Kling, Klang, Klong war Musik in ihren Ohren. Aber in der dunklen Stunde vor Sonnenaufgang schien es ihnen, als ob die Glocke, noch immer läutend, schwächer und schwächer tönte.

»Brüder«, sagte ein Admiral, »wir treiben von der Glocke weg.«

Aber die Erklärung war, daß die Glocke von ihnen weggetrieben war, denn die Kruleute, der halben Maßregeln müde, waren gekommen und hatten Boje, Glocke und alles, was dazugehörte, mitgehen heißen, und bis auf den heutigen Tag gibt es kein Wahrzeichen, das anzugeben vermöchte, wo ein ehemaliges Kriegsschiff im Hafen von Monrovia modert.

Die erfunderische Seele, die diesen Diebstahl geplant und ausgeführt hatte, war ein gewisser Bosambo. Der besaß drei Frauen, und eine von ihnen, die vom Kongo stammte und unzuverlässig war, benachrichtigte die Polizei. Bosambo wurde mit gehörigem Brimborium verhaftet und vom Staatsgerichtshof verhört, der ihn des Diebstahls und Hochverrats beschuldigte und ihn zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilte.

Bosambo wurde zum Gefängnis zurückgebracht, wo er den schwarzen Gefangenewärter sofort in ein Gespräch verwickelte.

»Mein Freund«, sagte er, »ich habe einen großen Fetisch im Busch, und wenn du mich nicht sofort laufenläßt, wirst du und dein Weib an den fürchterlichsten Qualen sterben.«

»Von deinem ›Juju‹ weiß ich nichts«, antwortete der Gefangenewärter mit philosophischer Gelassenheit, »aber ich erhalte zwei Dollar die Woche für die Bewachung der Gefangenen, und wenn ich dich laufenlasse, verliere ich mein Amt.«

»Ich weiß einen Ort, wo viel Silber verborgen liegt«, sagte Bosambo hastig. »Du und ich, wir wollen dahin gehen, und wir werden beide reich sein.«

»Wenn du weißt, wo Silber ist, warum hast du dann Glocken gestohlen, die bloß von Messing und daher von keinem besonderen Wert sind?« fragte sein phantasieloser Wächter.

»Ich sehe, daß du ein Herz von Stein hast«, bemerkte Bosambo und marschierte zu der Ansiedlung im Urwald, um dort Bäume zum Wohl der Republik zu fällen.

Vier Monate später erhielt Sanders, Distriktgouverneur für Isisi-, Ikeli- und Akasavaländer, unter anderem eine Mitteilung, die folgendermaßen lautete:

»An alle, die es angeht!

Gesucht - auf einen Steckbrief, erlassen von Seiner Exzellenz, dem Präsidenten von Liberia, - Bosambo, Krumann, der vom Zuchthaus bei Monrovia entwischt ist, nachdem er einen Wächter ermordet hat. Man nimmt an, daß er ins Ausland geflohen ist.«

Dann folgten die Personalien.

Sanders legte dieses Aktenstück zu anderen Papieren ähnlichen Charakters - sie waren nicht eben selten - und wandte seine Gedanken dem ewigen Problem der Ochori zu.

Sanders war etwas ungeduldig, und die drei Ochori-Abgesandten, die sich zum Regierungssitz aufgemacht hatten, um Sanders ihre Klagen vorzubringen, fanden ihn sehr ungnädig.

Er verhandelte mit ihnen auf seiner Veranda.

»Herr! Niemand läßt uns in Frieden«, klagte der eine. »Isisileute und N'Gombivolk kommen von ferne und fordern dieses und jenes von uns, und wir geben - weil wir uns fürchten.«

»Fürchten? Wovor?« fragte Sanders verdrießlich.

»Wir fürchten Marter und Tod, das Sengen und den Raub unserer Weiber«, sagte ein anderer.

»Wer ist euer Häuptling?« fragte Sanders, sich unwissend stellend. »Ich bin der Oberhäuptling«, antwortete ein ältlicher Mann, der mit einem Leopardenfell bekleidet war.

»Geh zu deinen Leuten zurück, Häuptling, wenn du wirklich ein Häuptling bist und nicht etwa irgendein altes Weib ohne Scham! Geh zurück und nimm einen Fetisch mit dir, einen mächtigen Fetisch, der, wie ich selbst, über euren Vorteil wachen und euch schützen wird. Diesen Fetisch stellt ihr an der Seite eures Dorfes auf, die der Mittagssonne gegenüberliegt. Ihr sollt den Platz bestimmen, wo er stehen soll, und um Mitternacht, mit gehöriger Feierlichkeit und unter dem Opfern einer jungen Ziege, sollt ihr meinen Fetisch dort aufstellen. Und wer es danach noch wagen sollte, euch zu mißhandeln oder zu berauben, tut das unter großer Gefahr für sich selbst.« Sanders sagte das sehr feierlich, und die kleine Abordnung war sichtlich ergriffen. Vermehrt wurde dieser Eindruck noch, als Sanders ihnen einen starken Pfahl in die Hand gab, an dessen Ende eine Tafel angebracht war, auf der gewisse Zeichen geschrieben waren.

Sie trugen ihre Trophäe sechs Tage weit durch den Urwald, dann in einer vier Tage langen Kanufahrt längs des Kleinen Flusses, bis sie nach Ochori kamen. Dort wurde der Pfahl beim Schein des Mondes unter dem Opfer zweier Ziegen (um sicherzugehen) so aufgepflanzt, daß die Tafel mit der Inschrift der geheimnisvollen Zeichen der Mittagssonne gegenüberstand.

Neuigkeiten wandern schnell im Hinterlande, und so kam die

Nachricht zu den Dörfern des ganzen Isisi- und Akasavalandes, daß die Ochori unter dem besondern Schutz eines weißen Zauberers ständen. Beschützt waren sie ja immer gewesen, und manch einer starb durch des Weißen Hand, weil die Versuchung, Ochorileute zu morden, sich als unwiderstehlich für ihn erwiesen hatte.

»Ich glaube nicht, daß Sandi dieses Ding gemacht hat«, meinte der Akasavahäuptlimg. »Laßt uns über den Fluß gehen und mit unseren eigenen Augen sehen! Und wenn sie gelogen haben, wollen wir die Ochori mit Knüppeln verhauen, aber keinen Mann totschlagen, denn Sandi und seine Grausamkeit sind groß.«

Sie überschritten den Fluß und wanderten, bis die Ochoristadt in Sicht war. Die Ochorileute liefen auf die Nachricht, daß die Akasavaleute im Anzug wären, in den Busch und verbargen sich dort, wie es ihre Gewohnheit war. Die Akasavaleute gingen weiter, bis sie an den Pfahl kamen, der dort mit seiner Tafel und den Teufelszeichen aufgepflanzt war.

In Schweigen und Furcht standen sie vor der Tafel, und nachdem sie ihre Ehrfurcht bezeugt und ein Huhn geopfert hatten, das gesetzliches Eigentum der Ochori war, gingen sie nach Hause.

Danach kam eine Abordnung von Isisi, und diese mußte notgedrungen durch Akasava gehen. Sie brachte Geschenke mit und übernachtete bei den Akasavaleuten.

»Was ist das für eine Geschichte mit den Ochori?« fragte der Oberhäuptling der Isisi.

Darauf antwortete ihnen der Akasavahäuptling: »Die Reise könnt ihr euch sparen, denn ich habe es selbst gesehen.«

»Das«, entgegnete der Isisihäuptling, »will ich glauben, wenn ich's gesehen habe.«

»Das ist böses Geschwätz«, sagten die Akasavaleute, die bei dem Palaver versammelt waren. »Diese Isisihunde nennen uns

Lügner!«

Trotzdem gab es diesmal kein Blutvergießen, und am Morgen zogen die Isisileute ihres Weges.

Die Ochori sahen sie kommen und flüchteten in den Busch; aber die Vorsicht war überflüssig, denn die Isisi zogen fort, wie sie gekommen waren.

Andere Stämme machten eine Wallfahrt zu den Ochori; so die N'Gombi, die Bokeli und die Pygmäen des Urwalds, die so scheu waren, daß sie in der Nacht kamen. Das Ochorivolk begann einen Begriff von seiner Wichtigkeit zu bekommen.

Dann erschien Bosambo, ein Krumann und irrender Abenteurer, auf der Szene. Er hatte 800 englische Meilen wilden Landes durchquert in der ernsten Hoffnung, die Zeit werde das Gedächtnis der liberianischen Regierung einschläfern und der Zufall ihn in ein Land bringen, wo Milch und Honig flössen. Nun war Bosambo in seinem Leben schon mancherlei gewesen, so Steward auf einem Dampfer der Elder-Dempster-Linie, ferner Schüler einer Missionsschule; er war der stolze Besitzer der »Lebensbeschreibungen der Heiligen«, einer Belohnung seines Fleißes, und unter seinen sonstigen Fertigkeiten befand sich auch einige Kenntnis des Englischen.

Die gastlichen Ochori nahmen ihn freundlich auf, fütterten ihn mit süßem Maniok und Zuckerrohr und erzählten ihm von Sandis Zauber.

Nachdem Bosambo gegessen hatte, ging er zu dem Pfosten hinunter und las die Inschrift:

»Vor Betreten wird gewarnt!«

Er empfing keinen großen Eindruck davon und schlenderte nachdenklich zurück.

»Dieser Zauber«, sagte er zum Häuptling, »ist ein feiner Zauber, ich kann das beurteilen, denn ich habe eines weißen Mannes Blut in meinen Adern.«

Zur Unterstützung dieser Behauptung verleumdete er einen daran völlig unschuldigen Beamten in Sierra Leone. Die Ochori waren tiefbewegt und erzählten die Geschichte ihrer Verfolgungen; eine Geschichte, die im grauen Altertum begann, als Tiganobeni, der große König, vom Norden herunterkam und alles Land nach Süden bis zum Isisi verwüstete.

Bosambo lauschte - es nahm zwei Nächte und den größten Teil eines Tages in Anspruch, um die Geschichte zu erzählen, weil der amtlich bestellte Geschichtenerzähler nur eine einzige Methode des Erzählens kannte -, und als die Erzählung beendet war, sagte sich Bosambo: Das sind die Leute, die ich lange gesucht habe, hier will ich bleiben.

Und laut fragte er: »Wie oft kommt dieser Sandi zu euch?«

»Einmal im Jahre, Herr«, sagte der Häuptling, »so etwa nach dem zwölften Mond.«

»Wann kam er zuletzt?«

»Wenn dieser Mond sich rundet, sind es drei Monde. Er kommt immer nach der großen Regenzeit.«

Dann, sagte sich Bosambo, bin ich für neun Monate sicher.

Sie bauten ihm eine Hütte, legten eine Bananenpflanzung für ihn an und gaben ihm Saatgut. Dann forderte er die Häuptlingstochter zum Weibe, und obwohl er nichts für sie bezahlte, kam das Mädchen doch zu ihm.

Bald merkten die anderen Stämme, daß ein Fremder in der Hauptstadt der Ochori lebte, denn Neuigkeiten dieser Art verbreiten sich schnell; aber da er verheiratet war und obendrein in die Häupthngsfamilie, nahm man an, daß der Mann ein Ochori sein müsse, und in dieser Form gelangte auch die Nachricht zum Government. Dann starb der Ochorihäuptling; er starb plötzlich und unter großen Schmerzen; aber solche Sterbefälle sind häufig. Sein Sohn regierte an seiner Statt. Dann starb auch der Sohn nach allzu kurzer Regierung, und Bosambo rief den Stamm zusammen, die Ältesten, die Weisen des Rats

und die Unterhäuptlinge.

»Es scheint«, sagte er, »daß eure vielen Götter mit euch unzufrieden sind, und es ist mir im Traum offenbart worden, daß ich Oberhäuptling der Ochori sein soll; deshalb, ihr Häuptlinge, Weisen und Ältesten, beugt euch vor mir, wie es Sitte ist, und ich will euch zu einem großen Volk machen!«

Es ist bezeichnend für die Ochori, daß nicht ein einziger Mann dem widersprach, obwohl drei Männer in dieser Versammlung waren, die nach dem Gesetz Anwartschaft auf die Thronfolge hatten.

Sanders hörte von dem neuen Häuptling und war betroffen. »Etabo?« wiederholte er - so nannte sich Bosambo. »Ich kann mich des Mannes nicht entsinnen; aber wenn er Rückgrat in die Kerle bringen kann, soll es mir einerlei sein, wer er ist.«

Rückgrat oder List oder beides - Bosambo war jedenfalls eingesetzt.

»Er hat viele Eigentümlichkeiten«, berichtete einer von Sanders' eingeborenen Spionen. »Jeden Tag versammelt er die Männer des Orts und läßt sie an einem Tisch vorbeigehen, auf dem viele Eier liegen, und auf seinen Befehl muß jeder Mann im Vorübergehen so schnell ein Ei davon wegnehmen, daß es kein Auge bemerken kann; und wenn der Mann stümpert oder gar langsam ist, dann bringt der neue Häuptling Schande über ihn, indem er ihn peitschen läßt.«

Da geht was vor, sagte sich Sanders. Aber auf keine Weise konnte er dahinterkommen, was vorging. Bericht über Bericht von der Verrücktheit des neuen Häuptlings kam ihm zu Ohren. Manchmal holte Bosambo die unglücklichen Ochori in der Nacht aus den Hütten und lehrte sie Dinge, von denen sie zuvor nie eine blasse Ahnung gehabt hatten. So unterwies er sie, wie man eine Ziege zu packen habe, damit sie nicht meckern könnte; auch, wie man auf dem Bauch kriecht, Zoll für Zoll, ohne das geringste Geräusch zu machen oder sich sonst zu verraten,

zeigte er ihnen. Alle diese Forderungen führten die Ochori aus, wenn auch stöhnend über diese Schinderei und Ungerechtigkeit.

»Verdammt, wenn ich das versteh'e!« murmelte Sanders, die Stirn runzelnd, als ihn der letzte Bericht erreichte. »Bei jedem anderen Stamm schlösse ich auf Krieg! Aber die Ochori -?«

Trotz seiner Verachtung der kriegerischen Fähigkeiten des Ochorivolks hielt Sanders seine Polizeisoldaten in Bereitschaft.

Aber es gab keinen Krieg. Statt dessen kamen Klagen von den Akasavaleuten, es seien viele Leoparden im Busch.

Leoparden wollen fressen, dachte Sanders; auf jeden Fall waren die Akasava hinreichend gute Jäger, um dieses Palaver ohne fremde Hilfe zu regeln.

Der nächste Bericht klang beunruhigend. Innerhalb zweier Wochen hatten diese Leoparden drei Dutzend Ziegen, zwanzig Säcke Salz und viel Elfenbein fortgeschleppt.

Leoparden fressen Ziegen; es mag merkwürdig wählerische Leoparden geben, die Ziegen nicht ohne Salz fressen können; aber ein Leopard nimmt niemals Elfenbeinzähne, sei es auch nur, um damit in seinen Zähnen zu stochern. Sanders machte sich deshalb eiligst fertig, den Fluß hinaufzufahren, denn unscheinbare Dinge wurden von Bedeutung in einem Land, wo die Menschen im Kleinen groß und im Großen klein sind.

»Herr, es ist wahr«, sagte der Akasavahäuptling bewegt, »diese Ziegen verschwinden Nacht für Nacht, obgleich wir sie bewachen; auch das Salz und das Elfenbein, das wir nicht bewachen, verschwindet.«

»Aber ein Leopard kann doch diese Dinge nicht nehmen«, wandte Sanders gereizt ein, »das müssen Diebe sein.«

Des Häuptlings Gebärde sprach für sich selbst. »Wer könnte sie stehlen?« entgegnete er. »Die N'Gombi wohnen zu weit weg die Isisi ebenfalls. Die Ochori sind Narren und überdies furchtsam.«

Da fielen Sanders die Spiele mit den Eiern und die Nachtmanöver der Ochori ein. Ich werde mir diesen neuen Häuptling näher besehen, sagte er sich und überschritt den Fluß noch an diesem Tage.

Er sandte einen Boten, um seine Ankunft anzukündigen; er selbst wartete zwei Meilen vor der Stadt, und die Weisen und Ältesten brachten Früchte als Geschenk.

»Wo ist euer Häuptling?« fragte er.

»Herr, er ist krank«, sagten die Leute betrübt. »Heute überkam ihn ein Gefühl von Unwohlsein, und er fiel laut klagend zu Boden. Wir haben ihn in seine Hütte getragen.«

Sanders nickte. »Ich will ihn aufsuchen«, sagte er kurz.

Man führte ihn an des Häuptlings Hütte, und Sanders trat ein. Es war sehr dunkel darin, und in der finsternsten Ecke lag ein Mann ausgestreckt.

Sanders beugte sich über ihn, fühlte leicht seinen Puls, betastete die Drüsen hinterm Ohr, ob sie - ein Symptom der Schlafkrankheitgeschwollen wären. Er konnte kein Anzeichen dafür finden. Aber als sein Finger über des Mannes Haut herunterglitt, fühlte Sanders auf dessen nackter Schulter eine Narbe von sonderbarer Regelmäßigkeit. Dann fand er noch eine Narbe und fühlte deren Verlauf. Das Brandmal der Regierung von Monrovia für Schwerverbrecher war ihm bekannt.

»Ich dachte mir's«, murmelte Sanders und versetzte dem stöhnenden Mann einen heftigen Tritt. »Komm ans Licht, Bosambo aus Monrovia!« befahl er.

Bosambo stand gehorsam auf und folgte dem Distriktsgouverneur ans Tageslicht.

Da standen sie nun und betrachteten einer den andern mehrere Minuten lang.

Dann sagte Sanders im Dialekt der Pfefferküste: »Ich habe Lust, dich aufzuhängen, Bosambo.«

»Wie Euer Exzellenz belieben«, antwortete Bosambo.

Sanders schwieg, klopfte seine Stiefelspitze mit seinem Spazierstock und sah nachdenklich zu Boden.

»Du hast Diebe aus ihnen gemacht; könntest du auch Männer aus diesem Volk machen?« fragte er nach einer Pause.

»Ich denke, sie können jetzt kämpfen, denn sie sind geschwollen vor Stolz, da sie die Akasava beraubt haben«, antwortete Bosambo.

Sanders biß am Ende seines Stockes herum wie ein Mensch im Zweifel.

»Es darf weder Diebstahl noch Mord mehr geben! Es dürfen auch keine Häuptlinge oder Häuptlingssöhne mehr plötzlich sterben!« fügte er bedeutungsvoll hinzu.

»Herr, es soll geschehen, wie du wünschst.«

»Die gestohlenen Ziegen behalte, die Elefantenzähne und das Salz ebenfalls; denn wenn ihr sie den Akasavaleuten zurückgibt, werdet ihr ihren Magen mit Wut füllen, und das heißt Krieg.«

Bosambo nickte bedächtig.

»Dann sollst du auf deinem Posten bleiben, denn ich sehe, du bist ein gescheiter Kerl, und die Ochori haben Leute wie dich nötig. Aber wenn----«

»Herr, beim Fett meines Herzens, ich werde tun, wie du befiehlst, denn ich habe mir stets gewünscht, ein Häuptling unter den Engländern zu sein.«

Sanders hatte bereits die Hälfte des Weges zur Küste zurückgelegt, als er seinen Feldstecher vermißte; er fragte sich, wo er das Glas liegengelassen haben könnte. In dem gleichen Augenblick führte Bosambo das Doppelglas seinem staunenden Volk vor.

»Von diesem Tage an«, befahl Bosambo, »soll es keinen Ziegenraub mehr geben noch Diebstahl anderer Art! Das habe ich dem Großen Sandi zugesagt. Und als Beweis seiner Liebe,

seht ihr, hat er mir dieses Zauberding gegeben, das die Entfernung auffrißt.«

»Herr«, sagte einer der Räte in Ehrfurcht, »du hast den Großen Sanders gekannt?«

»Das will ich meinen!« erwiderte Bosambo bescheiden.
»Denn ich bin sein Sohn!«

Glücklicherweise erfuhr Sanders nichts von dieser interessanten Enthüllung.

Der Schläfrige

Es gab Gelegenheiten, bei denen Sanders mit der Außenwelt in Berührung kam; dann erfuhr er mit Betroffenheit, daß es jenseits der finsternen Wälder, jenseits der träge dünenden blauen See Männer und Frauen gab, die in richtigen Häusern wohnten und die ein Gesprächsthema wie gewaltsamen Tod und ähnliche schreckliche Vorkommnisse peinlichst vermieden, die Tag für Tag den Inbegriff seines Lebens ausmachten.

Er hatte es mit einem Volk zu tun, dessen Hauptcharakterzug Inkonssequenz war, mit einem Volk, das an Geister glaubte. Wenn man mit dem Regieren solcher Menschen zu tun hat, dann sind juristische und volkswirtschaftliche Kenntnisse ziemlich wertlos.

Einmal kam ein junger Mann aus England, dem ein gewisser Ruf voranging. Dieser Herr wurde vom Kolonialamt hinausgesandt, um unter Sanders einen Bezirk als Stationsleiter zu verwalten. Er war Doktor der Rechte, Wissenschaftler und hatte - theoretisch - Bekanntschaft mit Eingeborenen sprachen, Bakteriologie und der medizinischen Wissenschaft im allgemeinen gemacht.

Er war ein sehr ernster junger Mann, und in der ersten Nacht nach seiner Ankunft hielt er den oft und heimlich gähnenden Sanders vom Zu- Bett- Gehen ab, indem er ihm ein System entwickelte, nach dem die Eingeborenen bekehrt werden sollten, nicht seelisch verwandelt, aber von unproduktivem Getue zu dem Standpunkt des rechtschaffenen, seßhaften Staatsbürgers bekehrt. Sanders äußerte dazu nichts als den konventionellen Ausdruck höflichen Interesses und entließ den jungen Mann und dessen Reisegepäck mit seinem amtlichen Segen nach einer Inlandsstation.

Torrington - so hieß der ernste junge Mensch - ließ sich in Entoli nieder und begann sofort, in die heidnischen Schädel die

elementarsten Grundsätze angewandter Mechanik hineinzupropfen. Mit anderen Worten, er lehrte sie durch das Medium der Suahelisprache, die sie nur höchst mangelhaft verstanden, und mit Hilfe eines Zinnkessels die Lehre vom Dampf.

Sie verstanden den Teil dieses Unterrichts, soweit er vom Kessel handelte, aber sie begriffen nicht ganz, was für eine Sorte Fleisch er darin kochte; und als er zum vierzigsten Male erklärte, daß er nur Wasser kochte, schielten sie einander vielsagend an und stimmten darin überein, daß der Weiße in seinem Kopf nicht ganz richtig sei.

Sie sagten ihm das allerdings nicht ins Gesicht, denn Menschenfresser haben sehr gute Manieren, wenn auch ihre Tischgepflogenheiten viel zu wünschen übriglassen.

Mr. Torrington versuchte es bei ihnen auch mit chemischen Experimenten, indem er ihnen zeigte, wie Schwefelsäure, auf Zucker angewendet, Su_2 , Su_4 oder ähnlich lautende Ergebnisse hervorbrachte. Das Resultat für Torrington war, daß er einen Ruf als Zauberer gewann. In mehr als einer Hütte wurde er als ein großer und schlauer Teufel angesehen und verehrt, was er ja in gewisser Hinsicht auch war. Aber beim ersten Mal, als er auf den wirklichen Geist dieses Volks stieß, gingen seine ganze Wissenschaft und seine eingepökelten Theorien zum Teufel.

Da trat Sanders auf die Szene; Sanders, der alle Chemie vergessen hatte, die er jemals gelernt, und der als Rechtsgelehrter der kläglichste Stümper war, den man sich denken kann.

Das ereignete sich folgendermaßen: Ein junger Isisimann hatte gewahrsagt, daß an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde der Fluß über seine Ufer treten und das ganze Volk ertrinken würde. Als Mr. Torrington von dieser Prophezeiung erfuhr, lachte er darüber und kümmerte sich zunächst nicht darum. Aber dann fiel ihm ein, daß sich hier eine

glänzende Gelegenheit böte, den Barbaren etwas von dem Wissen zu enthüllen, mit dem er so überreich gesegnet war.

Torrington zeichnete also eine große topographische Karte, die zeigte

1. das Flußbett, 2. die Höhe des Flußufers, 3. den höchsten bisher erreichten Wasserstand, 4. die Höhe des umliegenden Landes, und er bewies so einfach wie möglich die vollständige Lächerlichkeit der Prophezeiung.

Dennoch waren die Schwarzen von seinen Ausführungen nicht überzeugt und machten sich bereit, die Gegend zu verlassen, als Sanders erschien.

Sanders sandte nach dem Propheten, einem jungen Menschen, der, als er vor Sanders trat, unverkennbar Anzeichen von Nervosität zeigte. Sanders hatte einen Holzkäfig am Fluß bauen lassen, in den der junge Mann hineingebeten wurde.

»Du wirst hier drinbleiben!« befahl Sanders ihm. »Und wenn der Fluß steigt, mußt du prophezeien, daß der Fluß wieder fallen wird, denn sonst wirst du sicherlich ertrinken.«

Darauf beruhigten sich die Schwarzen und warteten darauf, daß der Fluß den Propheten ertränkte und so dessen Prophezeiung bestätigte. Aber der Fluß fiel um diese Jahreszeit stetig, und dem Propheten ging es so wie vielen anderen Propheten: Er galt nichts in seinem Vaterlande.

Sanders ging, und Torrington nahm, obwohl etwas entmutigt, seine Versuche wieder auf.

Zuerst versuchte er es mit der Schlafkrankheit und verwandte darauf drei Monate vergeblicher Arbeit. Er imponierte damit niemandem als einem ältlichen Herrn, von dem im nächsten Kapitel mehr gesagt werden wird. Dann gab Torrington auch dieses Studium plötzlich auf und sprang zu einem anderen über.

Er hatte die Idee, die Leute impfen zu wollen; aber das erste Baby, das er geimpft hatte, starb an häutiger Bräune, und

Torrington kam in eiligster Fahrt den Fluß herunter und erzählte Sanders eine wirre Geschichte von rasend gewordener Bevölkerung, die sein Blut verlange.

Dann fuhr Torrington auf Heimatlurlaub.

»Das Land ist jetzt ruhig«, schrieb Sanders mit beißendem Humor an den Gouverneur. »Da schweben zahlreiche Palaver, aber keins von besonderer Wichtigkeit. Die Isisileute sind ungewöhnlich ruhig, und Bosambo, der Monrovianer, von dem ich Euer Exzellenz schrieb, gibt einen Musterhäuptling für die Ochori ab. Ihm konnten keine Diebstähle während der letzten drei Monate nachgewiesen werden. Ich wäre Euer Exzellenz aber dankbar, wenn ich volle Aufklärung über die Expedition erhielte, die gegenwärtig das Land unter dem Firmennamen »Isisi-Ausbeutungs-Syndikat« durchquert.«

Seltsam genug, Torrington hatte vergessen, daß ein Mitglied dieser Expedition einer der interessiertesten Schüler seiner Schlafkrankheit-Klinik gewesen war.

Das Isisi-Ausbeutungs-Syndikat in. b. H. wurde zwischen dem ersten Gang und dem Dessert eines Diners gegründet, das in dem Hause eines Gentleman stattfand, der mit Vornamen Isidor hieß und im Maidatal wohnte. Eines Abends, beim Souper mit einem guten Freunde, der sich McPherson nannte, tauchte die Frage nach einer guten Firmenbezeichnung für eine Gesellschaft auf, und McPherson sagte, er habe die »Isisi-Ausbeutung« schon seit vielen Jahren im Kopf. Mit Hilfe des Atlas wurde das Isisisland entdeckt; es war einer jener Atlanten, auf dessen Karten die Landesprodukte angegeben waren, und quer über Isisi las man die Wörter: Gummi, Kolanuß, Mahagoni und Tabak.

Ich bitte den Leser, besonders den »Tabak« im Gedächtnis zu behalten.

»Da ist 'n Häuptling, mit dem ich etwas korrespondiert habe«, sagte McPherson, nachdenklich seine Zigarette kauend, »von dem

könnte man 'ne Art Konzession kriegen. Ich möchte das jedoch in aller Stille getan haben, denn das Land steht unter britischem Protektorat. Nun, wenn wir jemand finden könnten, der das Geld dazu gibt und den wir hinaussenden könnten, um die Konzessionen zu deichseln, würden wir einen Konzern flottmachen, ehe einer ›Kicks‹ sagen kann.«

Weise erwogene Nachfrage entdeckte den gesuchten Mann in Claude Hyall Cuthbert, einem jungen Gentleman aus Finanzkreisen, der auf Grund der Tatsache, daß er einmal beinahe einen Löwen in Uganda geschossen hatte, von einem großen Bekanntenkreise als eine Autorität in afrikanischen Dingen angesehen wurde.

Cuthbert, der in Effekten und Aktien plätscherte, war eine Errungenschaft für jedes Syndikat, und nachdem man ihm zu verstehen gegeben hatte, daß es ein Teil seiner Aufgabe wäre, die Konzessionen zu bekommen, finanzierte er gern das Unternehmen bis zum Betrage von 7000 £ Sterling; hiervon gaben ihm die Herren Isidor und McPherson gütigst 4000 £ zur Deckung der Expeditionskosten zurück; die anderen 3000 £ wurden für Bürokosten verbucht.

Mister McPherson gestand offen: »Was immer passiert, mein Junge, wir sitzen auf Samt.«

Und das war buchstäblich wahr.

Vor Cuthberts Abreise gab McPherson diesem einen kleinen Rat: »Was immer Sie tun, steuern Sie klar von diesem verdammten Distriktsgouverneur Sanders; er ist einer von denen, die spionieren und sich in alles mischen.«

»Kenn' die Sorte!« antwortete Cuthbert überlegen. »Das ist nicht mein erster Besuch in Afrika. Habe ich Ihnen schon von dem Löwen erzählt, den ich in Uganda geschossen habe?«

Eine Woche später segelte er los.

Ein fremder Weißer reiste durch Sanders' Bezirk. Dieser Weiße es war Cuthbert - folgte dem »grünen Pfad zum Tode«,

aber das wußte er nicht. Er »warf sein Gesicht auf den Wald«, wie die Eingeborenen sagen, und lachte; und die Leute von Otembedorf standen vor ihren Hütten und beobachteten ihn mit schweigender Verwunderung.

Es war ein breiter Pfad zwischen Riesenbäumen, und das Grün des Unterholzes war gefleckt vom Sonnenlicht; und in der Tat, der grüne Pfad war wunderbar anzuschauen, da er der Allee einer Parklandschaft nicht unähnlich sah.

N'Beki, der Häuptling des Otembedorfes, ein sehr gutmütiger Alter, ging auf den Pfad hinaus, als der Weiße seine Wanderung begann.

»Weißer Mann!« sagte er feierlich. »Das ist der Weg zur Hölle, wo alle möglichen Sorten von Teufeln ihr Wesen treiben. Nacht bringt Reue und Morgen Haß gegen sich selbst, was schlimmer ist als der Tod.«

Cuthbert, dessen Kenntnis der EingeborenenSprache mangelhaft und dessen Bomongo gleich Null war, grinste ungeduldig, als sein Küstenjunge das ins Prosaische übersetzte: »Verdammten Buschmann sagen, nach und nach du sterben.«

»Sag ihm, er soll sich zur Hölle scheren!« polterte Cuthbert. »Und - hörst du, Flaggstock, frag ihn, wo's Gummi gibt! Sag ihm, wir kennten den Urwald in- und auswendig - und frag ihn nach den Elefanten und wo der Wechsel der Elefanten ist.«

Cuthbert war breitschultrig und unersetzt, und sein Gesicht war unter dem breiten Tropenhelm heiß und feucht.

»Sage dem Weißen!«, antwortete der Häuptling ruhig, »Gummi gibt es nicht innerhalb von sieben Tagesreisen im Umkreise, und Elfenbein kennen wir kaum. Elefanten gab es hier wohl früher einmal, aber das ist lange her und nun nicht mehr!«

»Er ist ein Lügner!« war Cuthberts Antwort darauf. »Los! Avanti! Treck! Mach diesen Bettlern Beine, Flaggstock.«

Die »Bettler« - in langer Reihe wartend - nahmen ihre Lasten ohne Klagen auf. Es waren gute Träger, soweit man das von Trägern an sich sagen kann, und nur zwei waren gestorben, seit der Marsch begonnen hatte.

Cuthbert stand auf und beobachtete ihren Vorbeimarsch. Er ließ seinen Stock mitleidslos auf die Säumigen niedersausen. Dann wandte auch er sich zum Gehen.

»Frag ihn«, befahl er schließlich, »warum er diesen Weg hier den - äh - Dingsda nennt.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Wegen der Teufel«, sagte er. »Sag ihm, er ist ein verrückter Esel!« brüllte Cuthbert los und folgte seinen Trägern.

Dieser natürliche Fußpfad, den die Karawane marschierte, führte in seiner ganzen Ausdehnung fast in einer geraden Linie durch den Urwald. Es war ein sonderbar gangbarer Weg, denn er war sehr eben, und der einzige Nachteil lag in der Tatsache, daß er die Brutstätte von Fliegen, schwarzen Fliegen, war, Fliegen, so groß wie die bekannte Stubenfliege, eher etwas größer.

Diese Fliegen erschreckten die Eingeborenen aus vielen Gründen, aber hauptsächlich, weil sie stachen. Sie erschreckten Cuthbert nicht, denn er war in Khaki gekleidet; nichtsdestoweniger fanden sie manchmal Zugang durch seine Ausrüstung und machten ihn wütend.

Der Pfad dehnte sich zehn Meilen aus und war angenehm zu gehen. Dann folgte der Forscher einem anderen Pfad quer durch den Busch, der sehr begangen, aber schlechter war. Auf verschiedenen Wegen gelangte Cuthbert mitten in Sanders' Bezirk, und es glückte ihm, Sanders zu meiden. Er hatte eine Karawane von sechzig Mann bei sich, außer einem Dolmetscher, und erreichte im Lauf seines Marschs den Ort eines großen Häuptlings, der einen beträchtlichen Landstrich regierte: den Ort Bosambos, des Oberhäuptlings der Ochori aus

Duldung, der einst Steward der Elder-Dempster-Linie gewesen war, ferner ehemaliger Krumann, aber nichtsdestoweniger eine interessante Persönlichkeit.

Bosambo kam heraus, um seinen Besuch zu begrüßen.

»Sag ihm«, befahl Cuthbert seinem Dolmetscher, »ich sei stolz, einen so großen Häuptling zu sehen.«

»Großer Häuptling!« sagte der Dolmetscher in der Landessprache. »Dieser Weiße ist ein Narr und hat viel Geld.«

»Das sehe ich«, antwortete Bosambo.

»Sag ihm«, befahl Cuthbert mit der Würde eines Gesandten, »daß ich gekommen bin, um ihm höchst wunderbare Geschenke zu überbringen.«

»Der Weiße sagt«, übersetzte der Dolmetscher, »daß er dir Geschenke geben will, wenn du ein guter Mann bist. Nun«, fügte der Dolmetscher vorsichtig hinzu, »da ich der einzige bin, der für dich sprechen kann, laß uns etwas vereinbaren: Du hast mir ein Drittel von allem abzugeben, was er dir anbietet. Dann will ich ihn überreden, daß er noch mehr gibt, denn er ist der Vater der Verrückten.«

»Und du«, schnitt Bosambo ihm das Wort ab, »du bist der Vater aller Lügner.«

Damit gab Bosambo seiner Leibwache ein Zeichen, und man packte den unglücklichen Dolmetscher und führte ihn ab.

Cuthbert, in Angstschweiß gebadet, zog einen Revolver.

»Herr!« rief Bosambo, »machen Sie keinen Unsinn! Diesem verdammten Kerl nix gut! Ihm schlechte Dinge reden! Ich sprechen dem Englisch propper! Setz dich! Mer snackens.«

So ließ sich Cuthbert in dem Ochoridorf nieder, und während dreier Tage war ein großes Geschenkegeben und Unterschreiben von Abtretungen.

Bosambo trat das gesamte Ochorigebiet ab. Das war eine Kleinigkeit. Er trat die Rechte auf den Wald der Isisileute ab, er

verkaufte die Akasavaleute, er verschacherte die Lulungoländer und deren Eingeborenenprodukte (ich zitiere das von dem handschriftlichen Aktenstück, das im britischen Kolonialamt aufbewahrt wird und die Unterschrift Bosambos trägt), und er fügte als eine großherzige Zugabe - den Ikelibezirk hinzu.

»Nun, und die Stromrechte?« fragte Cuthbert entzückt.

»Was willst du dafür geben?« fragte Bosambo vorsichtig.

»Vierzig englische Pfund«, schlug Cuthbert vor.

»Abgemacht!«

Es war ein außerordentlich einfacher Handel. Ein besser unterrichteter Mann als Cuthbert wäre erschrocken gewesen über die Leichtigkeit seines Erfolgs, aber Cuthbert war zu eingenommen von sich, um über irgend etwas erschrocken zu sein.

Sein Abschied von Bosambo war rührend. Bosambo weinte und küßte seinem Wohltäter die Füße - erzählte man sich.

Jedenfalls hatte Cuthbert seine Konzessionen in der Tasche und trat, stets bemüht, Sanders aus dem Wege zu gehen, seine Rückreise nach der Küste an.

Er kam nach Entebi, wo ihn der Stationsleiter - damals war es Torrington - mit offenen Armen empfing.

Um diese Zeit war Torrington ungeheuer beschäftigt, ein Verfahren ausfindig zu machen, um die Schlafkrankheit auszurotten.

Bis dahin hatte Cuthbert unter dem Eindruck gelebt, daß das eine angenehme Krankheit wäre, deren hauptsächlichstes Symptom eine schmerzlose Schlafsucht sei. Interessiert daran, dehnte Cuthbert seinen Aufenthalt bei Torrington auf 14 Tage aus und gewann manchen fürchterlichen Einblick, denn Torrington hatte eine Art Amateurklinik errichtet, und jeden Tag kamen hundert Fälle in seine Behandlung.

»Und das kommt vom Stich der Tsetsefliege?« fragte

Cuthbert. »Zeigen Sie mir doch bitte so'n Vieh!«

Torrington tat ihm den Gefallen, und als Cuthbert das kleine schwarze Insekt sah, wurde er totenbleich. »Großer Gott!« stammelte er. »So eine hat mich gestochen.«

»Es muß ja nicht daraus folgen -«, versuchte Torrington ihn zu beschwichtigen, aber Cuthbert war außer sich und stürzte, besessen von Furcht, in das Lager seiner Träger.

»Lasten auf!« gellte er. »Raus aus diesem verfluchten Land, so schnell wir können.«

Torrington bemühte sich, ihn zu beruhigen, aber Cuthbert war nicht zu halten. Er verließ Entebi noch in derselben Nacht und lagerte im Urwald. Drei Tage später erreichte er eine Missionsstation. Dort klagte er über Kopf- und Halsschmerzen - er hatte nicht umsonst in Torringtons Klinik aufgepaßt.

Der Missionar schloß aus Cuthberts hagerem Äußeren und dessen allgemeinen, etwas wirren Bemerkungen, daß er einen Malaria-Anfall habe, und empfahl ihm ein paar Tage Rast, aber Cuthbert war in wahnsinniger Hast, die Küste zu erreichen.

Zwanzig englische Meilen hinter der Missionsstation schickte er seine Träger zurück und sagte, er marschiere die letzten hundert Meilen allein.

Die Schwarzen waren mit diesem Vorschlag einverstanden.

Von diesem Tage an entschwand Cuthbert völlig den Augen der Menschen.

Sanders war quer durch den Busch marschiert, um die endlosen Windungen des Flusses zu vermeiden, als er plötzlich in ein Totendorf gelangte: vier traurige kleine Hütten, in Eile zwischen einem Gewirr von Unterholz errichtet.

Sanders rief, aber niemand antwortete ihm. Er war zu vorsichtig, um eins dieser Verrücktenheime zu betreten; er kannte diese kleinen Ansiedlungen im Urwald. Es war Eingeborenensitte, die Alten und die Sterbenden - besonders die

der Schlafkrankheit Verfallenen - in entlegene Gegenden außerhalb jeder Möglichkeit einer Begegnung mit Menschen zu bringen; man versah sie dort mit Nahrung für eine Woche und mit Feuer, damit sie ungestört in der Einsamkeit sterben konnten.

Sanders rief von neuem, aber nur der Urwald antwortete, der laute, geschwätzige Urwald, und ein Knistern von der Bewegung verborgener Dinge. Dennoch brannte ein Feuer und erzählte von Leben.

Sanders nahm seine Wanderung wieder auf und veranlaßte zunächst die Hinterlegung von Lebensmitteln an einem auffällig sichtbaren Ort für den Menschen, der das Feuer angemacht hatte.

Sanders war im Begriff, nähere Angaben über das Verschwinden Cuthberts zu sammeln; es war schon die vierte Reise, die er deshalb unternahm, und unzählig waren die Palaver gewesen, die er deshalb abgehalten hatte.

Bosambo, Häuptling der Ochori, hatte reuevoll die Geschenke herausgegeben, die er von Cuthbert erhalten hatte, und seine Fehler zugegeben.

»Herr«, gestand er Sanders, »als ich bei den Weißen an der Küste war, lernte ich die Kunst, zu schreiben - es ist eine verfluchte Gabe, sonst wäre all diese Schererei nicht über mich gekommen. Denn um meinem Volke zu zeigen, was für ein bedeutender Mann ich sei, schrieb ich einen Brief nach englischer Weise und schickte ihn mit einem Boten an die Küste und von da nach Sierra Leone an meine Freunde. Diesen erzählte ich von meinem Glück; auf diese Weise erhielten die Leute in London Kenntnis von den Reichtümern dieses Landes.«

Sanders brachte seine Ansichten über Bosambos Genie in wenigen Sätzen zum Ausdruck, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließen.

»Du Sklave und Sohn eines Sklaven, den ich aus dem

Zuchthaus geholt habe, um die Ochori zu regieren, warum hast du den Weißen betrogen und ihm Länder verkauft, die nicht dein waren?«

»Herr«, antwortete Bosambo treuherzig, »sonst war ja nichts da, was ich ihm hätte verkaufen können.«

Aber nirgends eine Spur von Cuthberts Verbleib! Weder auf der Missionsstation noch bei den Trägern, die auf Verdachtsgründe hin zurückgehalten worden waren, konnte man etwas erfahren.

Ein Mann hätte die Situation aufklären können: Torrington. Aber dieser befand sich in England und versah dort das Amt eines Prüfungsassistenten auf dem Technikum in Kensington, wo er mehr in seinem Element war und seine Mußestunden mit Vorträgen über »Die Wanderungen der Banturassen« ausfüllte.

So verlief das Ende von Sanders' vierter Streife nicht erfolgreicher als die vorhergehenden, und Sanders marschierte etwas niedergeschlagen zum Sitz des Governments zurück.

Er schlug den Pfad ein, auf dem er vorher den Urwald durchquert hatte, und stieß am Spätnachmittag auf das Sterbedorf. Das Feuer brannte noch, aber die Lebensmittel, die Sanders hinterlassen hatte, waren verschwunden. Er rief die Hütten in der Eingeborenensprache an; niemand antwortete. Sanders wartete eine Weile und gab dann Befehl, weitere Lebensmittel auf den Erdboden zu legen.

»Armer Teufel!« murmelte Sanders, als er den Befehl zum Abmarsch gab. Er selbst hatte etwa ein halbes Dutzend Schritte gemacht, als er stehenblieb; im schwindenden Licht des Tages glitzerte etwas zu seinen Füßen. Sanders bückte sich und hob es auf. Eine abgeschossene Patrone. - Sanders untersuchte die Patrone sorgfältig, roch daran; sie mußte erst kürzlich abgefeuert worden sein.

Dann fand er noch eine: System Lee-Metford; sie trug das Zeichen »07«; das wollte sagen, daß sie weniger als ein Jahr alt

war.

Er stand noch wie gebannt mit den kleinen Messinghülsen in der Hand, als Abiboo an ihn herantrat.

»Herr«, fragte der Haussa, »wer bindet Affen mit Stricken an Bäume?«

»Soll das ein Rätsel sein?« fragte Sanders ungehalten, denn sein Hirn beschäftigte sich noch immer mit den Patronenhülsen.

Anstatt zu antworten, gab Abiboo Sanders ein Zeichen, ihm zu folgen.

Fünfzig Yards von der Hütte entfernt stand ein Baum, und an dessen Fuß, in Stricke verheddert, befanden sich, wimmernd und schnatternd, in einem Zustande tödlichen Schreckens, zwei schwarze Äffchen. Sie spuckten und fletschten wild die Zähne, als Sanders sich ihnen näherte; er sah von den Patronenhülsen auf die Affen und von den Affen auf die Patronenhülsen; dann begann er im Gras zu suchen.

Er fand zwei weitere Messinghülsen und eine rostige Lanzette, wie sie in dem Taschenbesteck jedes Forschungsreisenden gefunden werden kann.

Nun ging er zur Hütte zurück, vor der das Feuer brannte, und rief leise: »Mr. Cuthbert!«

Keine Antwort.

Wieder rief Sanders: »Mr. Cuthbert.«

Aus der Hütte kam ein gequältes Stöhnen. »Laßt mich in Ruh! Ich bin hierhergekommen, um zu sterben«, antwortete eine dumpfe Stimme.

»Kommen Sie raus und seien Sie gefälligst höflich! Sterben können Sie nachher.«

Nach einigen Minuten Wartens kam aus der Hütte das Wrack eines Mannes, mit langem Haar und einen Monat alten Bartstoppeln. Mürrisch pflanzte er sich vor Sanders hin.

»Darf ich fragen«, wandte sich dieser an ihn, »was das

Theater soll?«

Der andere schüttelte den Kopf. Er bot einen bedauernswerten Anblick; seine Kleider hingen in Fetzen, er selbst war ungewaschen und schmierig. »Schlafkrankheit«, sagte er müde. »Fühlte es kommen; hab's gesehen, was für 'ne schreckliche Sache das ist. Wollte niemandem zur Last fallen. Gott, was für ein Narr war ich doch, in dieses dreckige Land zu kommen.«

»Das mag zutreffen«, antwortete Sanders. »Aber wer sagt Ihnen denn, daß Sie die Schlafkrankheit haben?«

»Weiß es! Weiß es!«

»Setzen Sie sich!« befahl Sanders.

Der andere gehorchte. Sanders machte die oberflächlichen Proben.

»Wenn Sie die Schlafkrankheit haben«, bemerkte Sanders nach dieser Prüfung, »dann leide ich an religiösem Wahnsinn! Mensch! Sie sind verrückt!«

Dennoch war irgend etwas in Cuthberts Gesichtsausdruck, was rätselhaft war; er war stumpfsinnig, schwerfällig und dumm; seine Bewegungen waren langsam, wie gelähmt.

Sanders beobachtete ihn, wie er eine schwarze Holzpfeife aus seiner zerrissenen Tasche zog und sie mit umständlicher Langsamkeit aus einem Lederbeutel stopfte.

»Es hat mich, sag' ich Ihnen«, murmelte Cuthbert und brannte die Pfeife mit einem brennenden Ast vom Feuer an. »Wußte es paff-, sobald dieser Kerl, der Torrington - paff- die Symptome beschrieb, paff- Fühlte mich elend und schlaftrig - kriege 'n paar Affen; pumpte ihnen mein Blut ein. - paff - Sie wurden auch schlaftrig. - Sicheres Zeichen!«

»Woher haben Sie denn den Tabak?« fragte Sanders hastig.

Cuthbert nahm sich Zeit zu antworten. »Schwarzer gab mir'n. Häuptling Bosambo! Eingeborenentabak! Aber nicht schlecht! Gab mir 'nen höllischen Haufen davon.«

»Das mein' ich auch!« sagte Sanders, nahm ihm den Tabaksbeutel weg und steckte ihn in die Tasche.

Als Sanders Mr. Cuthbert sicher an Bord eines heimkehrenden Dampfers gebracht hatte, nahm er seine zwanzig Haussasoldaten mit nach dem Ochoribezirk, um Bosambo gefangen zu nehmen. Er erwartete, daß Bosambo die Flucht ergreifen würde, aber der nicht aus der Ruhe zu bringende Häuptling erwartete ihn und empfing ihn mit den gebräuchlichen Ehrenbezeugungen.

»Ich gebe zu, daß ich dem Weißen den Hanf zum Rauchen gab; ich selbst rauche ihn ohne Schaden. Wie konnte ich wissen, daß er ihn schlafen macht?«

»Warum hast du ihm den Tabak gegeben?« forschte Sanders.

Bosambo sah dem Distriktsgouverneür voll ins Gesicht. »Herr, im verflossenen Mond kamst du und fragtest mich, warum ich ihm das Isisiland und das Recht auf den Kleinen Fluß gegeben hätte, die mir nicht gehörten; und jetzt kommst du und fragst, warum ich ihm Eingeborenentabak gegeben habe. Herr, es war von dem, was ich ihm gab, das einzige, was mir gehörte.«

Der Sonderkorrespondent

Der ehrenwerte George Tackle hatte das Glück, der Sohn seines Vaters zu sein; sonst hatte er keine Anwartschaft auf Auszeichnung. Aber da sein Vater Eigentümer des Blattes »Courier und Echo« war, mit dem, wer weiß, wieviel tote und erloschene Sterne am Fleet-Street-Himmel fusioniert waren, hatte George Verbindungen, mit denen kein noch so großes wirkliches Verdienst hoffen durfte, in Wettbewerb zu treten. Und als die Gerüchte von Greueltaten im Lukatibezirk durchzusickern begannen und Gegenstand von Anfragen im Parlament wurden, öffnete George sein kostbar gebundenes Nachschlagewerk und entdeckte, daß der Besitz Lukati im britischen Schutzgebiet lag. Er forderte, sofort hinausgesandt zu werden, um diese Verbrechen aufzuklären, die ein Schandfleck unserer vielgepriesenen Zivilisation seien.

Sein Vater, der an und für sich eine falsche Wertschätzung vom Genie seines Sohnes hatte, stimmte zu und schlug vor, daß George zur Redaktion gehen und sich alle Unterlagen über jene Greueltaten geben lassen solle. George versprach es - mit einem gutmütigen, vergnügten Lächeln bei dem bloßen Gedanken, daß irgend jemand ihn über einen Gegenstand belehren sollte, über den er selbst so durch und durch unterrichtet war. Aber die »Courier und Echo«-Redaktion sah nichts von ihm, und der Archivar der Zeitung, der wirklich wertvolles Material in Gestalt von Zeitungsausschnitten, Flugblättern, Karten und gesundheitlichen Winken zur Richtschnur für den jungen Mann gesammelt hatte, war enttäuscht, als er erfuhr, daß der zuversichtliche Jüngling bereits abgereist war, ohne jede andere Belehrung als die, welche man sich durch hastiges Überfliegen jener kleinen Artikel sichern konnte, die von Tag zu Tag in den Morgenblättern erschienen.

Was »Sonderkorrespondenten« betrifft, führe ich mit schlecht

unterdrücktem Triumph den Fall des ehrenwerten George Tackle als eine schreckliche Warnung für alle Zeitungseigentümer an, die ihren väterlichen Gefühlen gestatten, über ihr sonst gesundes Urteil zu siegen.

Alles, was der ehrenwerte George wußte, war, daß in Lukati vier eindeutige Fälle von barbarischer Grausamkeit gegen Eingeborene vorgekommen waren und daß der Gouverneur jenes Bezirks für das Auspeitschen und Foltern der Eingeborenen verantwortlich zu machen war. Der ehrenwerte George Tackle dachte, daß das alles sei, was er zu wissen nötig hätte. Aber damit beging er einen groben Irrtum.

Oben in Lukati gingen alle möglichen Dinge vor, wie Distriktsgouverneur Sanders auf seine eigenen Kosten erfahren sollte. Einmal besuchte er diesen Bezirk und verließ ihn in tiefstem Frieden. Die Eingeborenen bauten für seinen Stationsleiter Carter, den er dort zurückließ, ein hübsches Häuschen, pflanzten Gärten darum, und das alles aus freien Stücken.

Eines Tages, als Carter eben einen begeisterten Bericht über den Gewerbefleiß seines kleinen Gemeinwesens geschrieben und darin geschildert hatte, wie die Leute die neue Regierung mit offenem Herzen aufnahmen und unterstützten, suchte ihn der Dorfhäuptling Olan auf, den er witzig O'Leary nannte.

Carter ging gerade durch die sauber gefegte Dorfstraße, die Hände in den Jackettaschen, den weißen Tropenhelm tief im Nacken, denn die Sonne sandte sengende Strahlen zur Erde.

»Vater«, redete der Häuptling Olari ihn an, »ich habe diese Leute mitgebracht, sie wünschen dich zu sprechen.« Olari wies mit einer Handbewegung auf sechs fremde Krieger, die Lanze und Schild trugen und Carter ruhig ansahen.

Carter nickte.

»Sie möchten gern den wunderbaren kleinen Fetisch (Revolver) sehen, den mein Vater in seiner Tasche trägt, damit

sie ihren Leuten von seinen Zauberkräften erzählen können.«

»Sag deinen Leuten«, erwiederte Carter gutgelaunt, »ich hätte den Fetisch nicht bei mir, aber wenn sie in mein Haus kommen wollen, will ich ihn ihnen gern zeigen.«

Hierauf hob Olari seinen Speer und durchbohrte Carter, und die sechs Krieger warfen sich gleichzeitig auf ihn. Carter wehrte sich manhaft, aber er war unbewaffnet.

Als Sanders die Nachricht vom Tod seines Untergebenen empfing, fiel er weder in Ohnmacht noch in einen Zustand wahnsinnigen Fluchens; er saß gerade auf der breiten Veranda des Regierungshauses, als der bestaubte Bote ankam. Sanders erhob sich finsternen Blickes, die Lippen fest geschlossen, den Brief Tollemachs, des Polizei-Inspektors von Bokari, in den Händen, und schritt die Veranda auf und ab.

»Armer Junge! Armer Kerl!« war alles, was er sagte.

Er sandte keine Botschaft an Olari; er machte keinerlei Anstalten zu einem Strafzug; er fuhr fort, Schriftstücke auszufertigen, Polizeisoldaten auszumustern, Abendgesellschaften beizuwöhnen, als ob es niemals einen Carter gegeben hätte.

Alles das wurde Olari von dessen Spähern berichtet, und Olari atmete auf.

Da Lukati 200 Meilen vom Regierungssitz entfernt war, wäre eine Strafexpedition durch ein wildes Gebirgsland kein kleines Wagnis gewesen, und das britische Government, so reich es ist, kann sich nicht gestatten, 100000 Pfund zu opfern, um den Tod eines Subalternen zu rächen.

Das alles wußte Sanders sehr wohl. Deshalb verwandte er seine Zeit, um die Namen von Carters Mördern festzustellen.

Als er erfahren hatte, was er wissen wollte, marschierte er siebzig Meilen weit in den Busch zum großen Zauberdoktor Kelebi, dessen Name von Dakar bis zur Ostgrenze von Togo an

der ganzen Küste bekannt war.

»Hier sind die Namen der Leute, die Schande über mich gebracht haben«, sagte Sanders zu ihm, »aber hauptsächlich ist es Olari, der Häuptling der Lukati.«

»Ich werde Olari unter meinen Bann stellen«, erwiederte der Zauberdoktor, »unter einen sehr schlimmen Bann - und die anderen Leute auch. Die Kosten betragen sechs englische Pfund.«

Sanders bezahlte und schenkte überdies zwei Vierkantflaschen mit Schnaps und ein Stück Lendentuch. Dann ging er nach Hause.

Eines Nachts lief durch das Lukatidorf ein Raunen, und die Menschen flüsterten einander die Neuigkeit unter Angstschauern und scheuen Blicken zu.

»Olari, der Häuptling, ist verflucht!«

Olari hörte die Neuigkeit von seinen Weibern und lief aus der Hütte ins Mondlicht und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger.

Am nächsten Tage erkrankte er; am fünften Tage lag er fast im Sterben und litt schreckliche Schmerzen, und mit ihm die sechs, die am Morde Carters beteiligt waren. Daß sie nicht starben, war nicht die Schuld des Zauberdoktors, der das Mißlingen mit der großen Entfernung entschuldigte, die zwischen ihm und seinen Beauftragten lag.

Sanders war damit zufrieden, denn er sagte sich, daß die Schmerzen zu diesem Preise billig seien und daß es ihm eine große Genugtuung bereite, eigenhändig das Wort »Finis« hinter das Kapitel »Olari« zu schreiben.

Eine Woche darauf wurde Sanders' Lieblingsdiener Abiboo krank. Keine Fiebersymptome oder irgendein Kennzeichen einer bestimmten Krankheit; der Mann ging eben langsam ein.

Sanders forschte nach und entdeckte, daß Abiboo den Zauberdoktor Kelebi beleidigt und daß der »Doktor« ihm die

»Todesbotschaft« gesandt hatte.

Sanders nahm fünfzig Haussasöldaten mit sich und suchte den »Doktor« auf.

»Ich habe Grund anzunehmen«, redete er ihn an, »daß du als Menschentöter ein Versager bist.«

»Herr«, erwiderte Kelebi sanft, »mein Zauber kann keine Berge überschwemmen; sonst wären Olari und seine Spießgesellen jetzt tot.«

»Das mag sein, wie's will, aber ich hab's jetzt mit einem näher liegenden Zauber zu tun, und ich muß dir sagen, daß ich dich an dem Tage, an dem Abiboo stirbt, aufhängen werde.«

»Vater«, antwortete Kelebi nachdrücklich, »unter diesen Umständen wird Abiboo am Leben bleiben.«

Sanders gab ihm einen Sovereign, ritt zum Regierungssitz zurück und fand seinen Diener auf dem Wege der Genesung.

Dieses Vorkommnis ermöglicht es, das eigentümliche Milieu zu verstehen, in dem Sanders den größten Teil seines Lebens zubrachte; und es trägt dazu bei, die Ironie der durch die Ankunft George Tackles geschaffenen Lage besser zu würdigen.

Sanders frühstückte gerade auf der Veranda seines Hauses; von da genoß er den Blick über die grellen Schönheiten seines Gartens und die Aussicht auf die weite, rollende, ölige See, die ein einziges goldenes Aufflammen unter der glühenden Sonne war. Draußen, drei Meilen vom Land entfernt, lag ein Dampfer, und Sanders erkannte ihn durch sein Glas als den Elderund-Dempster-Dampfer, der die monatliche Post brachte.

Da keine Briefe auf seinem Tisch lagen und der Dampfer bereits seit zwei Stunden vor Anker gegangen war, schloß er, daß keine Post für ihn angekommen sei, und empfand das dankbar; denn über jenes sentimentale Stadium, in dem Briefe noch angenehme Möglichkeiten bedeuten, war er hinaus.

Da er keine Briefe hatte, erwartete er auch keine Passagiere

vom Dampfer, und der plötzliche Anblick George Tackles, wie er in der Hängematte in den Garten getragen wurde, erweckte Sanders' Betroffenheit.

Der ehrenwerte Herr George stieg vorsichtig heraus, setzte sich seinen weißen Tropenhelm auf, glättete die Falten seiner tadellosen

Beinkleider und stieg die Stufen herauf, die zur Veranda führten.

»Hallo«, sagte der Besucher. »Mein Name ist Tackle! George Tackle!« - Er lächelte dabei, als ob mehr zu sagen eine Beleidigung für die Intelligenz seines Gegenüber sei.

Sanders verbeugte sich - ein wenig förmlich -, er fühlte, daß sein Besuch dies erwartete.

»Ich bin hier in besonderem Auftrag«, fuhr der ehrenwerte George fort. »Wie Sie zweifellos gehört haben werden, ist mein alter Herr der Eigentümer des ›Couner und Echo‹, und so dachte er, es wäre besser, daß ich selbst hierher ginge und nach der Angelegenheit sähe. Ich zweifle natürlich nicht, daß das Ganze übertrieben ist.«

»Halten Sie mal den Atem an!« bat Sanders, dem jetzt ein Licht aufging. »Ich reimte mir zusammen, daß Sie - so 'ne Art Zeitungskorrespondent sind.«

»Recht geraten.«

»Und daß Sie hierhergekommen sind, um nachzuforschen, ob----«

»Eingeborenenbehandlung und dergleichen«, sagte George etwas obenhin.

»Und was stimmt da nicht mit der Eingeborenenbehandlung?« fragte Sanders, ganz Zucker.

Der ehrenwerte Gentleman machte eine unbestimmte Geste. »Wissen Sie - Zeitungsartikel - Missionare -«, antwortete er hastig und etwas verlegen, da er sah, daß der Mann ihm

gegenüber, wenn irgendeiner, verantwortlich für die Gewalttätigkeiten sei.

»Ich lese keine Zeitungen«, erwiderte Sanders, »und -«

»Natürlich«, unterbrach George eifrig. »Wir können alles schon arrangieren, soweit es Sie betrifft----«

»Oh, danke!« Sanders' Dankbarkeit war ein wenig übertrieben, aber er streckte seine Hand aus. »Nun, ich wünsche Ihnen Glück. Lassen Sie mich wissen, wie es Ihnen mit Ihren Nachforschungen ergeht.«

George begann zu stottern. »Aber - entschuldigen Sie - wie oh, zum Teufel damit! Wo soll ich denn bleiben?«

»Dachten Sie hier?«

»Ja, hol's der Henker! Mein Gepäck ist an Land! Ich dachte -«

»Sie dachten, ich beherberge Sie?«

»Nun, ich dachte----«

»Daß ich Ihnen um den Hals fallen und Sie willkommen heißen würde?«

»Nicht gerade das, aber----«

»Nun«, sagte Sanders, sorgfältig seine Serviette faltend, »ich bin alles andere als entzückt, Sie zu sehen.«

»Das kann ich mir vorstellen«, sagte der Ehrenwerte, sich in die Brust werfend.

»Weil Sie Verantwortlichkeit mit sich bringen, und ich hasse solche Verantwortlichkeit. Sie können Ihr Zelt aufschlagen, wo immer Sie Lust haben, aber ich kann Ihnen nicht die Gastfreundschaft anbieten, die Sie wünschen.«

»Ich werde diese Angelegenheit dem Gouverneur berichten«, sagte der ehrenwerte George, Unheil kündend.

»Meinetwegen berichten Sie's meiner Großmutter Patentante«, erwiderte Sanders höflich.

Eine halbe Stunde später sah Sanders George wieder an Bord

des Schiffes gehen, das ihn nach Isisi Bassam bringen sollte. Sanders lachte. George würde nun stehenden Fußes zum Government gehen und dort einen Empfang erhalten, mit dem verglichen ein Saharasturm ein sanfter Zephir Arabiens war.

Gleichzeitig war Sanders ein wenig betroffen, aber nicht ein bißchen verletzt; in seinem Bezirk waren niemals Scheußlichkeiten an Eingeborenen verübt worden, und er wußte nicht, wie die Gerüchte entstanden waren, die diesen »Beauftragten« auf seine »Forschungsreise« gebracht hatten. Konnte das vielleicht ein entstellter Bericht von der Bestrafung Olaris zustande gebracht haben? - »Fahr schnell zum Dampfer und bring ein ›Buch‹ zu dem weißen Herrn, der eben von hier fortging«, befahl Sanders einem Diener, indem er einen Zettel folgenden Inhalts schrieb:

»Ich fürchte, ich bin etwas unhöflich Ihnen gegenüber gewesen, da ich nicht wußte, auf was, zum Teufel, Sie lossteuerten. Überwältigende Neugierde veranlaßt mich, Sie einzuladen, meinen Bungalow mit mir zu teilen, bis Sie Ihre Nachforschungen beginnen wollen.«

Der Ehrenwerte las das mit selbstzufriedenem Schmunzeln.

»Die einzige Möglichkeit, diese Burschen zu behandeln, ist, ihnen zu zeigen, daß man keinen Unsinn hinnimmt. Ich dachte mir's schon, daß er von seinem hohen Roß heruntersteigen wird«, meinte er zum Kapitän des Elder- und Dempster-Dampfers.

Der Kapitän, der Sanders' Ruf kannte, lächelte, sagte aber nichts.

Noch einmal wurde das Gepäck des Sonderberichterstatters ein wahres Gebirge - in das Brandungsboot verladen, und George winkte seinen Freunden auf dem Dampfer Lebewohl.

Der Kapitän des Dampfers lehnte über der Seite der Kommandobrücke und beobachtete das auf- und niedergehende Boot in der Dünung.

»Da fährt einer hin, der Sensationen sucht, und ich möchte nicht die Hälfte der Sensationen haben, die er finden wird. Ist der verdammte Anker schon auf, Mr. Simmons? Halbe Kraft voraus! Steuert genau West, Ihr da!...«

Es war ein kleiner Triumph für Seine Ehren. Zehn uniformierte schwarze Polizisten warteten am Strand, um sein Gepäck in Empfang zu nehmen, und Sanders ging ihm bis in die Mitte des Gartens entgegen. »Die Sache liegt so«, begann Sanders verlegen.

Aber der großmütige George erhob seine Hand: »Lasssen Sie Geschehenes geschehen sein!«

Sanders fühlte sich unsagbar angeödet von dieser Entfaltung von Großmut. Noch verdrißlicher war er, als sich der Berichterstatter weigerte, auf die Frage der Grausamkeiten zurückzukommen.

»Als Ihr Gast«, sagte George feierlich, »fühle ich, daß es besser für alle Beteiligten wäre, wenn ich eine unbeeinflußte Nachforschung vornehme. Ich werde mich bemühen, mich an Ihre Stelle zu versetzen, um alle mildernden Umstände zu berücksichtigen.«

»Oh, nehmen Sie einen Gin- Swizzel!« sagte Sanders barsch und ungeduldig. »Hören Sie mal!« fuhr er fort. »Ich will nur zwei Fragen stellen. Wo sollen die Grausamkeiten verübt worden sein?«

»Im Lukatibezirk.«

Äh, Olari! dachte Sanders. Dann: »Wer war das Opfer?«

»Mehrere!« Der Berichterstatter zog sein Notizbuch. »Verstehen Sie wohl! Ich erörtere die Angelegenheit lieber nicht mit Ihnen, aber da Sie darauf bestehen!«

Er las: »Efembi von Wastambo.«

»Oh!« sagte Sanders und hob die Brauen.

»Kabindo von Machembi.«

»Oh, mein Gott!« entfuhr es Sanders.

Der ehrenwerte George las noch sechs andere Fälle, und mit jedem weiteren glättete sich eine Falte auf Sanders' Stirn nach der anderen.

Als die Aufzählung zu Ende war, sagte der Distriktsgouverneur zögernd: »Ich kann Ihnen eine Erklärung abgeben, die Ihnen einen großen Teil unnötiger Mühe ersparen wird.«

»Ich sähe es lieber, Sie täten das nicht«, drückte sich George auf die für einen Juristen passendste Weise aus.

»Auch gut!« sagte Sanders und pfiff seinen Boys, sie sollten das Essen bringen.

Während des Mahles berührte Sanders nochmals den Gegenstand. »Ich habe hier auf der Station eine Anzahl Freunde - ich verhehle Ihnen diesen Umstand nicht. Da ist O' Neill, der Schutztruppenoffizier, der Doktor, dann Kennedy von der Vermessungsabteilung und ein halbes Dutzend mehr. Haben Sie Lust, die zu fragen?«

»Es sind Ihre Freunde?«

»Allerdings! Persönliche Freunde!«

»Dann wird es vielleicht besser sein, ich spreche sie nicht«, meinte Seine Ehren würdevoll.

»Ganz, wie Sie wünschen«, entgegnete Sanders.

Mit einem Gefolge von vier Polizeisoldaten und fünfzig Trägern, die von den benachbarten Dörfern herbeigeschafft worden waren, ging George ins Innere. Sanders sah ihn abmarschieren.

»Ich kann natürlich nicht für Ihr Leben einstehen«, sagte er beim Abschied, »und ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß das Government nicht verantwortlich für irgendeinen Schaden ist, der Sie trifft.«

»Ich verstehe«, antwortete der ehrenwerte George, mit dem

Kopf nickend. »Aber ich lasse mich nicht abhalten. Ich stamme von einem Geschlecht...«

»Das mag alles richtig sein«, schnitt Sanders dessen genealogische Hinweise ab. »Aber der letzte Reisende, der im Busch verspeist wurde, war ein D'Arcy, und dessen Leute kamen mit dem ›Eroberer‹ herüber.«

Der Sonderberichterstatter nahm den geraden Weg nach Lukati, und am Ende des dritten Tagesmarsches kam er nach Mfabo, wo der große Zauberdoktor Kelebi wohnte. George schlug ein Zelt außerhalb des Dorfes auf und machte, begleitet von den vier Polizeisoldaten, dem Häuptling seinen Besuch. Das war der erste Fehler, den er beging, denn er hätte dem Häuptling sagen lassen müssen, dieser solle ihn besuchen, und wenn er schon irgend jemanden besuchen wollte, hätte er diesen Besuch dem Zauberdoktor machen müssen, der ein größerer Mann war als vierzig Häuptlinge zusammen.

Bald darauf fand er sich vor der Hütte des Zauberdoktors auf der Erde hockend und inmitten einer lebhaften Unterhaltung, die durch seinen Dolmetscher aus Sierra Leone mit jener berühmten Persönlichkeit vermittelt wurde.

»Sage ihm«, befahl George seinem Dolmetscher, »ich sei ein großer Häuptling der Weißen, und mein Herz schlage für die Schwarzen.«

»Ist Sanders ein guter Mann?« fragte er darauf.

Der Zauberer, dem Sanders' Drohung mißfallen hatte, antwortete: »Nein!«

»Warum?« fragte der ehrenwerte George weiter. »Schlägt Sanders die Leute?«

»Nicht nur geschlagen hat er die Leute«, erklärte der Zauberdoktor mit Wohlbehagen, »sondern es gab Zeiten, wo er sie lebendig verbrannt hat.«

»Das ist eine schwerwiegende Anklage«, bemerkte George,

seinen Kopf hin- und herwiegend. Nichtsdestoweniger schrieb er hastig in sein Notizbuch:

»Interviewte Kelebi, geachteter eingeborener Arzt, welcher erklärt: ›Ich habe mein ganzes Leben in diesem Bezirk zugebracht und habe niemals einen so grausamen Mann kennengelernt wie Sandi (Sanders). Ich erinnere mich noch, daß er einmal einen Mann ersäufen ließ - den Namen dieses Opfers habe ich vergessen. Bei einer anderen Gelegenheit verbrannte er einen würdigen Schwarzen bei lebendigem Leibe, weil sich dieser weigerte, Sanders und seine Polizeisoldaten durch den Urwald zu führen. Ich erinnere mich auch der Zeit, da Sanders ein Dorf anstecken ließ und große Leiden über die Eingeborenen brachte. Die Eingeborenen des Landes stöhnen unter der Last seiner Unterdrückung; denn von Zeit zu Zeit kommt er und fordert Geld und Getreide von ihnen, und wenn er nicht alles erhält, was er fordert, peitscht er die Eingeborenen, bis sie laut aufschreien.‹

Ich vermute fast, daß an der letzten Angabe etwas Wahres ist, denn für Sanders war das Einsammeln der Hüttensteuer keine leichte Sache.«

George schüttelte den Kopf, als er mit dem Schreiben fertig war.

»Das sieht sehr schlimm aus!« murmelte er.

Er verabschiedete sich, dem Doktor die Hand reichend; der alte Gauner machte ein enttäuschtes Gesicht und stellte eine Frage in der Landessprache.

»Sie sein nicht imstand, ihm was zu schenken?« übersetzte der Dolmetscher.

»Schenken?«

»Yes! Gib ihm Präsent! Flasche Gin.«

»Aber nein! Er soll sich mit dem Bewußtsein zufriedengeben, der Menschheit einen Dienst erwiesen zu haben, und damit, daß

er der Sache eines niedergetretenen Volkes dient.«

Der Zauberdoktor gab eine Antwort, die der Dolmetscher sich klugerweise hütete, ins Englische zu übersetzen.

»Nun, wie geht's mit der Feststellung der Greueltaten?« wandte sich drei Wochen später der Hauptmann der Polizeitruppe an Sanders.

»Soweit ich sehen kann«, entgegnete dieser, »stellt unser gemeinschaftlicher Freund eine Liste von Opfern zusammen, mit der verglichen die Berichte der großen Pest anmuten wie die Werbetexte eines Badeortes.«

»Wo befindet er sich jetzt?«

»Er hat Lukati erreicht - und das beunruhigt mich.«

Der Schutztruppenoffizier nickte, denn alle möglichen Gerüchte waren von Lukati gekommen. - Es hatte eine gute Ernte gegeben, und gute Ernten bedeuten Müßiggang, und Müßiggang bringt Unfug. Auch hatte man da oben die »Teufelstänze« getanzt, und dem gutmütigen Bokaristamm waren Weiber geraubt worden.

»Ich habe ja freie Hand, um einen Aufstand im Keime zu ersticken«, erwog Sanders verdrießlich, »und alles spricht für einen Aufstand. - Was meinen Sie, sollen wir den Bericht abschicken und auf Verstärkung warten, oder sollen wir ohne diese unser Glück versuchen?«

»Es ist Ihr Begräbnis, und ich hasse es, Ihnen einen Rat zu geben. Geht die Sache schief, kriegen Sie den Abschied; aber wenn es von mir abhinge, ginge ich sofort hin - selbstverständlich!«

»Hundertvierzig Mann!« sagte Sanders nachdenklich.

»Und zwei Revolverkanonen«, fügte der andere hinzu.

»Also, los!« rief Sanders. Eine halbe Stunde später gellte das Horn durch die Baracken der Polizeisoldaten, und Sanders schrieb einen Bericht an seinen Vorgesetzten im fernen Lagos.

Der ehrenwerte George hatte keine blasse Ahnung, daß er in Lukati alles andere als willkommen war.

Olari, der Häuptling, hatte ihn freundlich begrüßt, hatte ihm Geschichten von Sanders' Grausamkeit erzählt; Geschichten, die, wie George schrieb, notwendigerweise das Sterbegeläut britischer Unbescholtenheit in unseren Eingeborenenkolonien seien. (Ich bin nicht imstande, den genauen Sinn dieser Äußerungen zu erraten.)

George hielt sich einen Monat als Gast in Lukati auf. Er hatte beabsichtigt, höchstens drei Tage zu bleiben, aber immer hatte es einen Grund gegeben, seine Abreise zu verschieben. Einmal hieß es, die Träger seien davongelaufen, ein anderes Mal, die Wege seien nicht sicher; und einmal bat Olari ihn, er möchte doch bleiben und seine jungen Männer tanzen sehen.

George wußte nicht, daß sich seine kleine Eskorte von vier Polizeisoldaten unsicher fühlte, weil sein Dolmetscher, ein ebenso großer Idiot wie George selbst, Anzeichen nicht zu deuten verstand.

George kannte die Bedeutung eines Tanzes nicht, an dem nicht weniger als sechs Zauberdoktoren teilnahmen; er kannte auch die Geschichte jenes in sich zusammenbrechenden Hauses nicht, das einsam am Dorfende stand. Wenn George sich die Mühe genommen hätte, dieses Haus einer näheren Besichtigung zu unterziehen, so würde er einen Tisch, einen Stuhl und ein Feldbett gefunden haben und auf dem Tisch einen von Staub und Regen fleckigen Bericht, der folgendermaßen anfing:

»Ich habe die Ehre, Euer Exzellenz zu berichten, daß die Eingeborenen ihre fleißige und friedliche Haltung beibehalten.«

In diesem Haus hatte zu seinen Lebzeiten der Stationsleiter Carter gewohnt, und die Eingeborenen mit ihrer abergläubischen Scheu vor den Toten hatten nichts angerührt. Gegen das herannahende Ende des Monats glaubte der ehrenwerte George im Benehmen seines Wirtes eine schlecht verhehlte Anmaßung

im Ton und in dem Verhalten der Dörfler etwas mehr als Drohung entdecken zu können.

Jede Nacht fanden jetzt Tänze statt, und das taktmäßige Stampfen der Füße, das Anschlagen der Speere an die Bambusschilder und der niemals endende dumpfrollende Gesang, den die Tänzer hören ließen, raubten George die nächtliche Ruhe.

Täglich kamen Boten zu Olari von weit her, und einmal wurde George mitten in der Nacht durch wilde Schreie aufgeweckt. Er sprang aus dem Bett, und als er den Zeltvorhang beiseite schob, sah er, wie man ein halbes Dutzend Weiber längs der Dorfstraße schleppte - das Ergebnis eines Beutezuges gegen die friedlichen Bokan... George zog sich an, in Schweiß gebadet vor Furcht und Entrüstung, und ging zum Häuptling, glücklicherweise ohne seinen Dolmetscher, denn was Olari ihm antwortete, hätte George zur Salzsäule erstarren lassen.

Am Morgen nach diesem ihn gänzlich unbefriedigt lassenden Zwiegespräch ließ George seine vier Polizeisoldaten antreten und so viele von seinen Trägern, als sich im Augenblick gerade auf treiben ließen, und machte sich marschfertig.

»Herr«, sagte Olari, als ihm die Absicht Georges verdolmetscht wurde, »ich sähe es lieber, du bliebest noch. Das Land ist unsicher von landstreichendem Gesindel, und ich habe dir noch viel von den Teufelstaten Sandis zu erzählen. Überdies«, fügte der Häuptling hinzu - dabei zeigte er auf drei Sklaven, die damit beschäftigt waren, einen großen Pfahl in der Mitte des Dorfes aufzustellen -, »heute nacht ist der große Tanz dir zu Ehren. Danach werde ich dich ziehen lassen, wohin du willst, denn«, schloß Olari, »du bist mein Vater und meine Mutter.«

Der ehrenwerte George zögerte noch, als plötzlich, wie durch Zauberei, an jedem Ende der Dorfstraße zwanzig vom Wegstaub bedeckte Polizeisoldaten auftauchten. Einen Augenblick standen

sie mit Gewehr bei Fuß, dann flankierten sie nach rechts und links, und in der Mitte jeder der beiden Gruppen wurde der gefüllte Kühlbeutel eines Maximgeschützes sichtbar.

Olari sagte nichts; er sah nur erst nach der einen Richtung und dann nach der anderen; sein braunes Gesicht wechselte die Farbe zu einem schmutzigen Grau.

Sanders kam langsam auf die Gruppe zugeschlendert; unrasiert, der Anzug zerrissen vom Gestrüpp, in der einen Hand einen langläufigen Revolver.

»Olari«, sagte er leise.

Der Häuptling trat vor.

»Ich denke, Olari, du bist etwas zu lange Häuptling gewesen.«

»Herr, mein Vater war vor mir Häuptling und vor ihm mein Großvater.« Olaris Gesicht zuckte.

»Und was wurde aus Tagondo, mein Freund?« frage Sanders. (Tagondo war der Name, den die Eingeborenen dem unglücklichen Carter gegeben hatten.)

»Herr, er starb«, antwortete Olari. »Er starb an der Krankheit Mongo - an der Krankheit selbst.«

»Gewiß«, entgegnete Sanders, mit dem Kopf nickend. »Und ebenso gewiß sollst du an derselben Krankheit sterben.«

Olari suchte nach einer Möglichkeit zur Flucht. Da sah er Seine Ehren Mr. George fassungslos von einem zum anderen blicken und warf sich zu Füßen des Berichterstatters nieder. »Herr«, schrie er, »rette mich vor diesem Mann, der mich haßt!«

George verstand die Gebärde, sein Dolmetscher sagte ihm das übrige, und als ein Haussasoldat die Hand nach dem Häuptling ausstreckte, schlug der Sohn des Hauses von Widner, stark im Gedanken an seine Gerechtigkeit, die Hand zurück.

»Hören Sie, Sanders!« - er vergaß alles, was er vorher am Häuptling mißbilligt hatte, vergaß seine Furcht vor ihm -, »ich meine, Sie haben den armen Teufel genug gestraft.«

»Packt den Kerl, Sergeant!« befahl Sanders scharf.

Der Haussa packte Olari an den Schultern und schleuderte ihn zurück.

»Dafür sollen Sie büßen!« brüllte Seine Ehren George Tackle in ohnmächtiger Wut. »Was wollen Sie mit ihm machen? - Mein Gott! Nicht ohne ein Gericht!«

Er sprang vorwärts, aber die Polizeisoldaten ergriffen ihn und hielten ihn zurück.

»Für das, was Sie getan haben, sollen Sie büßen!« wiederholte der Berichterstatter einen Monat später zu Sanders, als er an Bord des heimwärts fahrenden Dampfers ging.

»Ich möchte Sie nur darauf aufmerksam machen«, erwiderte Sanders, »daß, wenn ich nicht im letzten Augenblick hinzugekommen wäre, Sie selbst alles Büßen besorgt hätten; denn in der Nacht, als ich ankam, sollten Sie massakriert werden. Haben Sie denn nicht den großen Pfahl bemerkt?«

»Das ist eine Lüge!« antwortete der andere. »Ich werde England widerhallen lassen von Ihrer Missetat. Der Zustand Ihres Bezirks ist ein Schandfleck in der Zivilisation!«

»Da ist kein Zweifel«, sagte der Richter Keneally am Schluß der Verhandlung der Verleumdungsklage Sanders' gegen »Courier und Echo«, »daß der Beklagte Tackle eine Anzahl verleumderischer und schädigender Artikel geschrieben hat. Nach meinem Dafürhalten ist die befreundlichste Seite des Falles die, daß der Beklagte, der den Auftrag hatte, die Zustände im Lukatibezirk zu untersuchen, sich nicht einmal die Mühe gab, festzustellen, wo dieses Lukati liegt, denn wie Ihnen, meine Herren Geschworenen, mitgeteilt wurde, gibt es nicht weniger als vier Lukatis in Westafrika; und das in Dahome gelegene Lukati war der Bezirk, wohin der Beklagte hatte hingehen sollen. Wie er dazu kam, das Lukati in Britisch-Westafrika für das Lukati in Dahome zu halten, weiß ich nicht. Aber um seine Anschuldigungen gegen einen vollkommen unschuldigen

britischen Beamten zu stützen, brachte er eine Anzahl völlig haltloser Artikel, von denen jeder einzelne als das Interesse des Klägers verletzend und noch schädlicher für die Zeitung angesehen werden muß, die diese Artikel in ihrer ungeheueren Unwissenheit veröffentlichte.«

Das Gericht erkannte Sanders einen Schadenersatz von neuntausendsiebenhundertundfünfzig Pfund Sterling zu.

Die Tanzsteine

Helden sollten groß und hübsch sein und blitzende Augen haben. Sanders war nicht groß, hatte eine gelbe Gesichtsfarbe und graues Haar. Helden sollten sich einer sanften Rede befleißigen, voll weicher Phrasen für zarte Frauen, die ihren Weg kreuzen. Sanders war ein leidenschaftsloser Mann, aber er fluchte beim geringsten Anlaß, und für Frauen hatte er schon gar nichts übrig.

Wenn man einen Mann auf einen Thron setzt, mag dieser Thron auch ein hölzerner Schemel sein, der auf dem Markt für ein Vierpencestück oder weniger zu haben ist, dann übernimmt man eine Verantwortlichkeit, die größer ist als alle Genugtuung und Befriedigung, die in diesem Tun liegen mag. In Toledo befindet sich das Grabdenkmal - eine bronzenen Platte - eines großen Königsmachers, der lange genug lebte, um seine Bedeutungslosigkeit einzusehen. Die Inschrift auf diesem Bronzegrab spricht bereit von seiner höchsten Lebenserkenntnis und seinem menschlichen Streben. »Pulvis et nihil« lautet die Inschrift, und »Staub und nichts« ist das letzte Schicksal aller Königsmacher.

Sanders war in jenen frühen Tagen ein Königsmacher; er zerbrach einige, und so lag es nur im Gesetz des Ausgleichs, daß er sich am Wiederaufbau beteiligte.

Er vernichtete Esindini, Matabini, T'saki, um nur drei zu nennen, und half in sehr viel früherer Zeit, Lobengula, den Großen Stier, vernichten.

Königsmacher war er ohne Zweifel, aber die Könige, die er machte, waren nur kleine Könige. Das ist die Gewohnheit des britischafrikanischen Regierungssystems, daß man einen großen Herrscher stürzt, um viele kleine Herrscher an seine Stelle zu setzen. Es ist sicherer so.

Irgendwo um 12° nördlicher Breite und 0° Länge befindet

sich ein Land, dessen hervorstechendste Eigentümlichkeit es ist, daß es englisch, französisch oder deutsch ist, je nach der Karte von Afrika, nach der man es betrachtet.

Zu der Zeit, von der ich schreibe, war es keines davon, sondern es wurde von dem großen Herrscher Mensikilimbili regiert. Er war der mächtigste Herrscher und deshalb der grausamste. Sein Reich erstreckte sich, wie sich die Schwarzen ausdrückten, von Mondaufgang bis Sonnenuntergang, und seine Herrschaft war unbestritten. Er hatte einen Hofstaat und saß auf einem Elfenbeintron. Über den Leopardenfellen trug er einen aus Gold und Scharlachfäden gewebten Mantel.

Er übte selbst die Gerichtsbarkeit aus.

Er hatte 300 Weiber und 4000 Krieger, und seine Bekanntschaft mit Weißen begann und endete mit der Ankunft einer französischen Mission, die ihn mit einem großen Hut, einer Drehorgel und 100000 Franken in Gold beschenkte.

Das war Limbili, der große König von Yitingi.

Die kleinen Häuptlinge des Landes südlich von seinem Reiche sprachen von ihm nur mit verhaltenem Atem; sein Name wurde nur leise gesprochen wie der eines Gottes; er war ein Symbol der Majestät und Macht. Das Isisivolk, selbst ein Stamm von Bedeutung und in dem gleichen Maße großsprecherisch veranlagt, sprach von sich selbst verächtlich im Vergleich mit dem Königreich Yitingi.

Sanders, der der französischen Mission gefolgt war, ging als Gesandter zu Limbili, brachte ihm allerhand Geschenke und Botschaften des Friedens. Er wurde von einer großen Kriegerschar in das Land geleitet und wohnte in der Stadt selbst. Nach zwei Tagen Wartens erhielt er Nachricht, daß Seine Majestät ihn sehen wolle, und er wurde vor den Mächtigen geführt; der war ein alter Mann, ein tückischer alter Mann (wenn Sanders ihn überhaupt richtig beurteilte), der nicht mißzuverstehende Zeichen von Ärger und Verachtung zeigte,

als Sanders seine Geschenke ausbreitete.

»Und was ist das, Weißer«, fragte der König. »Spielzeug für meine Weiber oder Geschenke für meine Unterhäuptlinge?«

»Die? Die sind für Eure Hoheit!« antwortete Sanders ruhig.

»Von einem Volk, das Freundschaft nicht nach dem Wert von Geschenken bemäßt.«

Der König schnaubte vor Zorn.

»Sage mir, Weißer, hast du auf deinen Reisen jemals einen so großen König wie mich gesehen?«

»Herr König«, antwortete Sanders freimütig, auch wenn es zu seinem Schaden war, »ich habe schon größere gesehen.«

Der König runzelte die Stirn, und die Menge um seine geheiligte Person murkte drohend.

»Da lügst du«, sagte der König ruhig, »denn einen größeren König als mich hat es nie gegeben.«

»Der Weiße soll doch sagen, wer größer ist«, krächzte ein betagter Ratgeber. Ein Murmeln des Beifalls begleitete seine Worte.

»Herr!« sagte Sanders, dem Alten auf dem Thron gerade in die Augen sehend, »ich habe Lo Ben gesehen.«

Der König runzelte wiederum die Stirn, dann nickte er. »Ich habe von ihm gehört, er war ein großer König und ein Fresser von Völkern. Wen sonst?«

»König«, log Sanders, »ich habe auch Ketcewayo gesehen.«

Etwas wie ein Zauber überflog den Hofstaat. Der Name Ketcewayo war weit nach Norden gedrungen.

»Aber von den weißen Königen«, beharrte der Herrscher. »Gibt es einen weißen König, bei dessen Worten die Menschen zittern?«

Sanders lachte innerlich, denn er kannte einen solchen Herrscher, aber er antwortete, in seinem ganzen Leben habe er

keinen solchen König getroffen.

»Und ein Heer?« fragte der König. »Hast du jemals ein solches Heer gesehen, wie meines ist?«

In gleicher Weise erwähnte er die Reihe seiner Besitztümer, und Sanders, der herausfand, daß Lügen ihm einen großen Teil Mühe ersparten, log, was das Zeug hielt, und erkannte Limbili als den größten König der Welt an, als den Kriegsherrn der vollkommensten Armee und als den Herrscher eines erhabenen Königreichs.

Hier mag gesagt sein, daß das Königreich Yitingi seine Unverletztheit den Fehlern seines Königs verdankte, denn zufrieden mit der Vollkommenheit all seines Besitztums, beschränkte dieser seine Ungerechtigkeiten, seine Grausamkeiten und kleinen Fehden auf dieses Königreich selbst und suchte darin seine Erholung.

Eines Tages - kurz nach der Regenzeit, als es kühl war und die Luft voll von dem Duft des afrikanischen Frühlings - machte Sanders eine Reise durch die kleinen Provinzen; das sind jene Landstriche, die weitab von den großen Strömen liegen, in irgendeinem neckischen Winkel versteckt, scharf entzweigeschnitten von dieser oder jener internationalen Grenzlinie oder zerstreut am Rande unerforschter Gebiete und aufs Geratewohl vom Kartographen als »unter britischem Einfluß stehend« bezeichnet.

Das war stets eine interessante Reise, denn Sanders machte sie nur einmal im Jahr. Der Weg führte fremde Ströme hinauf und durch unbekannte Landschaften; an Dörfern vorüber, wo Weiße, mit Ausnahme von Sanders, niemals gesehen worden waren.

Nach einem monatelangen Marsch kam der Distriktsgouverneur nach Icheli, das an der Grenze von des Großen Königs Reich liegt und wo Sanders mit größter Höflichkeit von den Häuptlingen und Landesältesten empfangen

wurde.

»Herr, du kommst zu guter Stunde«, begrüßte ihn der Häuptling. »Heute nacht tanzt Daihili.«

»Und wer ist Daihili?« fragte Sanders.

Man erzählte ihm von ihr. Später brachte man ein selbstbewußtes junges Ding vor ihn. Ein wenig naseweis für eine Eingeborene, dachte Sanders; ein schlankes Mädchen, größer als die Durchschnittsschwarze; die Figur vollkommenstes Ebenmaß, das Gesicht hübsch, sogar vom Europäer- Standpunkt aus, grazil in der Haltung und jede Bewegung harmonisch. Sanders, an seiner Zigarre kauend, umfaßte es mit einem Blick.

»Mädchen, man erzählt mir, du tanzt?«

»Das stimmt! Ich bin die größte Tänzerin der Welt.«

»Das kann ich nicht gut glauben«, sagte der vorsichtige Sanders. »Aber ich zweifle nicht, daß dein Tanz wundervoll ist.«

»Herr«, sagte sie mit bezeichnender Geste, »wenn ich tanze, werden die Männer toll; sie verlieren ihren Verstand. Heute nacht, wenn der Mond am höchsten steht, werde ich dir den Tanz der drei Liebhaben tanzen.«

»Heute nacht«, entgegnete Sanders kurz, »werde ich im Bett sein und - wie ich glaube - schlafen.«

Das Mädchen runzelte die Stirn; möglich, daß sie sich verletzt fühlte, da sie ein Weib von fünfzehn Jahren und in keiner Weise verschieden von den Weibern sonstwo in der Welt war. Das wußte Sanders nicht, und ich zweifle, ob ihm die Kenntnis dessen viel geholfen hätte.

Er hörte das Tam-Tam rollen in der Nacht, als er im Bett lag, hörte das rhythmische Klatschen der Hände und fiel in Schlaf; sein letzter Gedanke war, welches wohl das Ende eines Mädchens wäre, dessen Tanz Männer verrückt macht.

Das Mädchen war des Häuptlings Tochter, und vor dem

Abmarsch tauschte Sanders mit diesem noch einige Worte über sie.

»Deine Tochter ist fünfzehn, und es wäre besser, sie heiratete.«

»Herr, sie hat viele Liebhaber, aber keiner ist reich genug, sie zu kaufen«, antwortete der Vater stolz, »weil sie eine so großartige Tänzerin ist. Häuptlinge und Große von weit abliegenden Dörfern kommen her, um sie zu sehen.« Der Häuptling sah sich um und dämpfte seine Stimme. »Man sagt«, flüsterte er, »daß der Einzig- Große selbst von ihr gesprochen habe. - Vielleicht wird er nach ihr schicken und mir dieses und jenes für sie anbieten; in diesem Falle«, bemerkte der Häuptling hoffnungsvoll, »werde ich schachern und handeln und ihn hinhalten, und jeden Tag werde ich den Preis steigern.«

»Wenn der Einzig- Große sie braucht, laß sie gehen«, sagte Sanders. »Sonst kann es dir geschehen, daß er dir anstatt wertvoller Geschenke ein Heer schickt. Ich will aber keinen Krieg oder ein Weiberpalaver, das schlimmer als Krieg ist; beachte dies wohl, Häuptling!«

»Herr, dein Wort ist mein Wunsch«, antwortete der Häuptling verbindlich.

Sanders ging in kurzen Märschen zu seinem Bezirk zurück. In Isisi wurde er über eine Woche lang durch ein Zauberpalaver aufgehalten. In Belembi im Isisiland hielt er sich drei Tage auf, um einen durch den Fetisch begangenen Mord zu erledigen. Er hatte gerade den Urteilsspruch gefällt, und Abiboo, der Sergeant, suchte in diesem Augenblick die stärkste Bambusrute für die Prügelstrafe aus, die vollzogen werden sollte, als der Ichelihäuptling mit drei Kanus in fliegender Fahrt den Fluß herunterkam. Sanders, der von dem Platz, wo er saß, eine gute und weite Aussicht nach dem Fluß hatte, sah, daß etwas vorgefallen sein müsse, und erriet, was es war.

»Gerechtigkeit!« rief der Häuptling, und seine Stimme zitterte

vor Wut und Furcht. »Gerechtigkeit gegen den alten Großen, den Mädchenräuber, den Städtezerstörer! Möge der Tod über ihn kommen! Iwa! -«

Noch am selben Tage, an dem Sanders ihn verlassen hatte, war der Bote des Großen Königs gekommen, und mit ihm 100 Krieger, und hatte das Tanzmädchen gefordert. Seinem vorgefaßten Plan getreu, hatte der Häuptling das unvermeidliche Schachern um den Preis begonnen; die angebotenen Geschenke seien zu klein, das Mädchen sei hunderttausend Messingstangen, nein tausend Säcke Salz wert.

»Du warst wahnsinnig!« bemerkte Sanders kalt. »Kein Weib ist tausend Säcke Salz wert.«

»Ja, das mag schon sein«, gab der wütende Vater zu. »Dennoch wäre es Torheit gewesen, einen zu niedrigen Preis zu fordern.«

Das Schachern hatte die ganze Nacht und den folgenden Tag gedauert, und am Ende wurde der Gesandte des Großen Königs ungeduldig. »Schick nach dem Weibe«, hatte er gesagt, und Daihili war gekommen, gehorsam dem Befehl, ehrbar genug aussehend, jedoch mit versteckten Blicken der Ermunterung zu dem unbewegten Gesandten hinüber und mit berechneter Zurschaustellung ihrer Reize. »Weib«, hatte der Bote gesagt, »der Größte der Könige verlangt nach dir, willst du kommen?« - »Herr«, hatte das Mädchen geantwortet, »ich wünsche mir nichts Besseres.« Bei diesen Worten hatten die hundert Krieger einen Kreis um das Mädchen geschlossen.

»Und auf diese Weise«, sagte Sanders, »hast du gar nichts für sie erhalten.«

»Herr, es ist so, wie du sagst«, antwortete der alte Häuptling.

»Es hegt auf der Hand, daß dies ungerecht war, denn kein Mann darf ein Weib nehmen, ohne daß er dafür bezahlt. Ich glaube«, fügte Sanders mit beißendem Humor hinzu, der gelegentlich seine Wahrsprüche begleitete, »daß der Mann

eigentlich zweimal bezahlt, einmal an den Vater des Weibes und das ganze Leben lang an sein Weib; aber das mag sein, wie es will.«

Sechs Wochen nach dieser Beratung schickte Sanders einen Boten an den Großen König und verlangte den Preis, der dem Vater für seine Tochter zustand.

Was dem Boten geschah, soll hier lieber nicht beschrieben werden. Aber in seinen letzten Augenblicken wurde er zu des Königs Haus getragen, und Daihili tanzte den »Tanz der Geister«. Soviel wurde bekannt.

Sanders unternahm nichts. Ebensowenig das britische Government. Aber einige Noten wurden zwischen Gesandten und Ministern in Paris gewechselt, und das war das Ende dieses Vorfalles.

Zwei Ichelispäher gingen in das Land des Großen Königs. Einer von den beiden kam zurück und erzählte, daß das Tanzmädchen das Lieblingsweib des alten Königs sei und daß ihre Launen das Schicksal des Landes bestimmten. Ebenso berichtete er, daß viele Männer, Räte und Kriegshäuptlinge wegen dieser schlanken Tänzerin den Tod erlitten hätten.

Der zweite Späher kehrte niemals zurück. Vielleicht war der Umstand, daß man seiner habhaft wurde, die Veranlassung für das Mädchen, ein Heer gegen die Icheh zu senden. Vielleicht glaubte sie, daß ihr Volk sie beobachten ließe.

Eines Tages wurde die Ichelistadt von Kriegern des Großen Königs umzingelt, und weder Mann noch Weib noch Kind entrannen.

Die Nachricht von dieser Schlächterei erreichte Sanders erst lange Zeit danach. Der Grund dafür war einfach. Es lebte niemand mehr, der diese Nachricht hätte bringen können, denn die Icheh sind ein von der übrigen Welt abgeschlossenes Volk.

Eines Tages jedoch stieß eine jagende Isisistreife auf der Suche nach Elefanten auf einen Ort, wo es nach Brand und

Leichen roch, und so erfuhr es Sanders.

»Wir können keine Verantwortung für die Grausamkeiten des Königs von Yitingi auf uns nehmen«, schrieb der französische Kolonialminister Monsieur Leon Marchassa, »und meine Regierung wird jeden Versuch der britischen Regierung, dieses Land zu beruhigen, mit Sympathie begrüßen.«

Aber die britische Regierung tat nichts, denn Krieg ist eine kostspielige Sache, und Sanders verfluchte seine Arbeitgeber aufs lebhafteste.

Er wagte sein Leben, marschierte mit zwanzig Polizeisoldaten an die Grenze von Yitingi und sandte einen Boten - einen Yitingimann - zum König. Mit der Kühnheit, die nicht die unbedeutendste seiner Eigenschaften war, forderte er den König auf, zu einem Palaver vor ihm zu erscheinen.

Dieses Abenteuer schien fast von vornherein mißlungen, denn gerade als die »Zaire« nach der Grenze des Königreichs zu dampfte, stieß Sanders unerwartet auf die Spuren eines Raubzugs. Nicht falsch zu deutende Zeichen wiesen auf den Urheber dieses Raubzugs hin.

»Ich habe große Lust, zurückzudampfen und den verdammten Ochorihäuptling Bosambo zu bestrafen«, sagte Sanders zum schwarzen Unteroffizier Abiboo. »Obwohl der Kerl bei einer ganzen Mustersammlung von Göttern und Teufeln geschworen hat, Frieden zu halten, haben wir hier die Bescherung! Raubzug auf fremdem Gebiet!«

»Er läuft uns nicht weg, Herr«, entgegnete Abiboo. »Übrigens ist er noch hier in der Nähe, denn seine Feuerstellen sind noch warm.«

So marschierte Sanders weiter und sandte seinen Boten zum König. Erließ sein kleines Fahrzeug unter Dampf halten - er hatte die einzige Stelle gewählt, wo der Fluß die Yitingigrenze berührte - und wartete, stets auf dem Sprunge, wenn es die Klugheit gebieten sollte, schimpflich die Flucht zu ergreifen.

Zu seinem Erstaunen brachten seine Späher die Nachricht, der König sei im Anmarsch.

Sanders verdankte diese Herablassung dem Einfluß der kleinen Tänzerin, denn sie hatte, echt weiblich, ein Gedächtnis für Kränkungen und wollte an Sanders Rache nehmen.

Der Große König kam an, und Sanders beobachtete den sich quer über das wiesenähnliche Gelände zu beiden Seiten des Stromes hinwindenden Zug mit recht gemischten Gefühlen. Ungefähr 100 Yards vom Ufer entfernt machte der König halt, und sein großer scharlachroter Königsschirm war der Mittelpunkt einer schwarzen Linie von Kriegern, die sich rechts und links von ihm ausdehnte.

Dann löste sich ein Trupp los und kam auf den dünnen Baum zu, der am Wasser stand und von dem das Banner Englands in der Windstille schlaff herunterhing.

»Hier werde ich auch einmal totgehen«, sagte Sanders laut zu sich selbst.

Es war ein Zeichen des Ernstes der Lage, daß er sich so weit vergaß, zum Negerenglisch herabzusteigen.

»Der König, der Große, Einzige, erwartet dich, Weißer, und bietet dir Sicherheit in seinem Schatten«, sagte der Königsbote.

Sanders nickte. Er schlenderte auf die versammelten Kriegerhaufen zu und erschien vor dem alten Mann, der auf einem Haufen von Fellen hockte und wie ein Affe in das Sonnenlicht blinzelte.

»Herr und König, mögest du ewig leben!« begrüßte ihn Sanders aalglatt, und als er seine Hand zum Gruße erhob, sah er, wie das Tanzmädchen ihn mit gerunzelter Stirn betrachtete.

»Was willst du, Weißer?« fragte der alte König. »Bringst du so reiche Geschenke, daß du mich viele Tagesreisen weit herrufst?«

»Herr, ich bringe keine Geschenke«, erwiderte Sanders kühl.

»Aber die Botschaft eines Königs, der größer ist als du, dessen Soldaten zahlreicher sind als der Sand im Fluß und dessen Länder sich vom Osten zum Westen und vom Norden zum Süden erstrecken.«

»Einen solchen König gibt es nicht«, knurrte der Alte. »Du lügst, Weißer, und ich werde deine Zunge in kleine Streifen schneiden lassen.«

»Laß ihn seine Botschaft sagen, Herr!« mischte sich das Mädchen ein.

»Das ist seine Botschaft!« Sanders stand nachlässig, die Hände in den Taschen seiner Uniformjacke, und der König war dem Tode näher, als er es ahnte. »Mein Herr sagt, weil der Große König von Yitingi das Ichelivolk aufgegessen, weil er die Grenze überschritten und Leiden über mein Volk gebracht hat, ist mein Herz wund geworden. Dennoch will ich im Frieden mit ihm leben, wenn der Große König eine Strafe von 1000 Stück Vieh bezahlt und meinen Soldaten und meinen Beamten freien Zutritt in sein Land gestattet.«

Der Alte lachte, eine böse, kichernde Lache. »Oh, ho«, kicherte er, »ein großer König.«

In diesem Augenblick trat das Mädchen vor. »Sandi«, sagte sie, »einmal hast du mich gedemüigt; denn als ich für dich tanzen wollte, hast du geschlafen.«

»Zu dir, Daihili, sage ich nichts«, antwortete Sanders mit festem Ton. »Mit Weibern verhandle ich nicht. Das ist weder Sitte noch Gesetz. Noch weniger unterhalte ich mich mit Tanzmädchen. Ich habe Geschäfte mit dem König Limbili.«

Der König sprach hinter seiner vorgehaltenen Hand hastig zu einem Mann, der sich zu ihm herabbeugte, und Sanders, der seine Hände noch immer in seinen Jackentaschen hatte, entsicherte seine Brownings.

Während das Mädchen redete, beobachtete er aus seinen Augenwinkeln den Mann, der mit dem König sprach. Sanders

sah ihn zwischen den Kriegerhaufen verschwinden, die hinter den herumhockenden Leuten standen, und bereitete sich auf das Schlimmste vor.

»Da ich nicht für dich tanzen darf«, sagte das Mädchen, »wünscht mein Herr und König, daß du mir etwas vortanzest.«

»Das ist Unsinn«, entgegnete Sanders. Dann sah er, wie die Reihe der Krieger auf ihn zudrängte, und heraus kamen die Brownings.

Krach! Krach!

Der Schuß, der dem König galt, verfehlte diesen und traf einen hinter ihm stehenden Krieger. Es war aussichtslos von Beginn an. Sanders machte sich das mit stoischer Ruhe klar, als er äußerst unbequem und wie ein zusammengebündeltes Huhn auf der heißen, ausgedörrten Erde lag. Beim ersten Schuß, dachte er, würde Abiboo getreu den von ihm erhaltenen Anweisungen den Bug des Dampfers stromabwärts lenken. Das war die einzige magere Genugtuung, die er aus der Lage zu ziehen imstande war.

Während dieses endlos langen Tages, als die Sonne erbarmungslos auf ihn niederbrannte, lag er in der Mitte eines bewaffneten Wachtrupps und erwartete den Tod, der in irgendeiner schrecklichen Gestalt kommen mußte. Er war nicht bestürzt darüber, denn das war das folgerichtige Ende der Angelegenheit.

Gegen Abend gab man ihm Wasser zu trinken; er nahm es dankbar entgegen. Aus dem Geschwätz der Bewacher schloß er, daß der Abend für seinen Tod gewählt worden war. Aber die Todesart mußte er erraten. Wenn er den Kopf ein wenig wandte, konnte er von dem Fleck, auf dem er lag, des Königs Zelt sehen. Den ganzen Nachmittag über waren die Leute beschäftigt, flache Steine vor dem Königszelt aufzuhäufen. Diese waren von sonderbarer Gleichförmigkeit und schienen für einen bestimmten Zweck bebauen und bearbeitet zu sein. Er wandte

sich deshalb an einen Wächter.

»Das sind die Tanzsteine, Weißer«, sagte der Krieger. »Sie kommen vom Berg unweit der Hauptstadt.«

Als die Nacht herniedersank, wurde ein Riesenfeuer angezündet, und während er dieses beobachtete, hörte er von dem Entkommen der »Zaire« und war froh.

Er mußte etwas eingenickt sein, seelisch und physisch erschöpft, als er emporgerissen wurde, man ihm seine Fesseln abstreifte und ihn vor den König führte.

Jetzt sah er, welcher Art seine Folter sein würde. Die flachen Steine wurden mit hölzernen Zangen vom Feuer genommen und aus ihnen eine Art rohen Pflasters vor dem Zelt gebildet.

»Weißer«, sagte der König, als rauhe Fäuste dem Distriktsgouverneur die Schuhe von den Füßen rissen, »das Weib, die Daihili, will dich tanzen sehen.«

»Sei versichert«, knirschte Sanders zwischen seinen Zähnen, »daß du eines Tages in der Hölle in angenehmerer Gesellschaft tanzen wirst; aber vorher wirst du noch am Ende eines Strickes tanzen.«

»Wenn du am Ende deines Tanzes noch lebst«, sagte der König, »wird es dir leid tun.«

Ein Kreis von Kriegern umgab, mit den Speerspitzen nach innen zu, das sonderbare Pflaster. Die an der Seite des Königszeltes standen, bückten sich, um dem König die Aussicht nicht zu versperren.

»Tanze!« befahl der König, und Sanders wurde vorwärtsgestoßen.

Der erste Stein, den er betrat, war lauwarm, und auf diesem blieb er stehen, bis ein Speerwurf ihn auf den nächsten Stein jagte. Dieser war glühend heiß. Sanders sprang mit einem unterdrückten Schrei in die Höhe, aber er kam herunter auf einen - noch heißen, und wieder sprang er hoch---»Begießt

ihn mit Wasser!« schrie der König belustigt, als man den Ohnmächtig gewordenen von den Steinen zog; sein Anzug versengte dort, wo er lag, zu einem erkennungslosen Haufen.

»Nun tanze wieder!« befahl der König von neuem.

Da schoß aus dem Dunkel, das um die Gruppe lag, ein zitternder Strahl.

Tak - tak - tak - tak - tak Abiboos Revolvergeschütz war in einer Entfernung von 50 Yards in Tätigkeit, und mit ihm stürmten 500 Ochori heran, geführt vom Häuptling aller Häuptlinge, von Bosambo.

Einen Augenblick hielten die Yitingi stand; aber dann, als die Ochori mit einem wilden Schrei, der drei Viertel Furcht war, heranstürmten, brachen die Krieger des Königs auseinander und flohen.

Man trug Sanders schnell zum Dampfer, denn die Yitingi, berühmte Nachtkämpfer, hatten die Gewohnheit, sich bald wieder zu sammeln.

Sanders saß an Deck des Dampfers, pflegte seine verbrannten Füße und fluchte leise vor sich hin. Er hörte die Ochori, wie sie in ihre Kanus kletterten, hörte das Ächzen seiner Polizeisoldaten, die das Revolvergeschütz wieder an Bord brachten, und sank von neuem in Ohnmacht.

»Herr«, sagte am nächsten Morgen Bosambo, »vor vielen Monden hast du den Ochori den Vorwurf gemacht, daß sie keine Krieger seien. Das war richtig - damals -, aber in jenen längst vergangenen Tagen gab es auch keinen Häuptling Bosambo! Jetzt, da ich es sie gelehrt und etwas Mut in ihre Seelen gebracht habe, haben sie die Soldaten des Großen Königs besiegt.«

Bosambo stand in prächtiger Pose da, seine Schultern deckte ein von Gold und blauen Fäden gewebter Mantel, den er nachts zuvor noch nicht gehabt hatte.

»Bosambo«, antwortete Sanders, »obwohl ich noch eine

Rechnung mit dir zu begleichen habe, weil du durch deinen Beutezug das Gesetz überschritten hast, bin ich dir doch dankbar, daß deine Begierde nach dem Eigentum anderer dich in die Nähe geführt hat. - Aber wo hast du den Mantel her?«

»Gestohlen! Vom Zelt des Großen Königs!« bekannte Bosambo offen. »Ich habe auch einen von den Steinen mitgebracht, auf denen mein weißer Herr es ablehnte, zu stehen. Ich habe den Stein mitgebracht, damit er als Beweismittel dient.«

Sanders nickte nur und kaute verdrießlich an seiner Zigarre. Auf denen mein weißer Herr es ablehnte, zu stehen, war gut gesagt.

»Laß mich den Stein sehen!« befahl er.

Bosambo selbst brachte den Stein herbei. Der Stein hatte die Hitze gut genug vertragen, aber durch rohe Behandlung war eine Ecke abgebrochen.

Lange und ernst blickte Sanders auf diese abgebrochene Ecke.

»Hier ist ein Anlaß, den keine verfassungsmäßig gebildete britische Regierung übersehen kann«, murmelte er endlich. »Ich sehe Limbihs Ende!«

Die Regenzeit kam und der Frühling, ehe Sanders wieder vor dem Großen König stand. Diesmal als Sieger. Links lagerten drei Regimenter Haussas, rechts saßen zwei Bataillone afrikanischer Schützen beim Essen. Schneidend zerrissen grelle Hornsignale die Luft.

»Ich bin ein alter Mann«, stammelte der König. Das Mädchen an seiner Seite schwieg; nur ihre Blicke hingen an Sanders' Gesicht.

»Alt«, sagte Sanders zum König, »bist du, aber nicht zu alt zum Sterben!«

»Ich bin ein Großer König«, winselte der andere, »und es gehört sich nicht, daß ein Großer König hängen sollte.«

»Aber wenn wir dich leben lassen, werden viele andere große Könige sagen: Wir dürfen Greueltaten begehen, denn um unserer Größe willen werden wir am Leben bleiben«, entgegnete Sanders.

»Und was geschieht mit mir?« fragte das Mädchen mit leiser Stimme.

»Du?« Sanders sah sie an. »Ach so, du -?«, als ob er sich erst in diesem Augenblick ihrer entsänne. »Du bist doch das Tanzmädchen? - Nun, mit dir - geschieht nichts, Daihili, denn du bist nichts!«

Er sah sie wie unter einem Peitschenhieb zusammenzucken.

Nach der Hinrichtung sprachen Sanders und der Oberst miteinander.

»Was ich nicht verstehe«, bemerkte der Oberst, »ist, daß man sich so plötzlich zu dieser Expedition entschlossen hat. Notwendig war sie ja schon seit Jahren. Aber warum nun auf einmal diese plötzliche Hast?«

Sanders grinste wissend. »Ein wunderbares Volk, diese Briten!« erwiderte er. »Der alte Kerl Limbili raubt britische Untertanen, und ich berichte das. Sehr traurig! antwortet England. Limbili vernichtet einen ganzen Stamm. Beklagenswert! antwortet England. Der Alte läßt mich auf den achtbaren Todessteinen des Hades tanzen. Nimm es als einen Scherz auf, sagt England. Aber als ich darauf hinweise, daß diese Steine eine Ausbeute von einer Unze Gewicht gereinigten Goldes versprechen und daß wir hier auf die reichste Goldader Zentralafrikas gestoßen sind, haben wir innerhalb von sechs Monaten eine Armee hier.«

Der Wald der seligen Träume

Sanders war auf dem Wege, Steuern einzutreiben und dem Volk, das am unteren Isisifluß wohnte, Gerechtigkeit zu verzapfen; unterwegs hatte er an einem Holzplatz festgemacht.

Der kleine Dampfer war am Flußufer vertäut; dort befand sich eine kleine Bucht, in der die reißende Strömung des Flusses zu einer sanften Bewegung gebrochen wurde.

Trotzdem besichtigte Sanders die Vertäutlossen aus Stahldraht, ehe er die schmale Laufplanke betrat, die zum Ufer führte. Das Holz für die morgige Fahrt war an Deck aufgestapelt, der neue Wassermesser war von Yoka, dem schwarzen Maschinisten, in Tätigkeit gesetzt worden, wie Sanders befohlen hatte, die Maschinen alle gereinigt. Sanders nickte beifällig. Er trat vorsichtig über zwei, drei Schläfer hinweg, die sich an Deck zusammengerollt hatten, und ging an Land.

Sanders sah auf seine Uhr; der Stundenzeiger stand auf neun. »Bettzeit«, murmelte er. Er stand einen Augenblick am Rand der Uferböschung still und starre über den Fluß hinüber. Die Nacht war dunkel, aber er konnte die Umrisse des Waldes am jenseitigen Ufer noch erkennen. Er sah das bestirnte Firmament und den Widerschein der Sterne auf dem Wasser. Dann ging er in sein Zelt, schlüpfte in seinen Pyjama und entnahm einem winzigen Fläschchen zwei Chininpillen, schluckte sie, trank ein Glas Wasser dazu und steckte darauf seinen Kopf durch die Zeltöffnung.

»He, Sokani!« rief er in der Landessprache. »Rühr den Lokoli, die Sprechtrommel!«

Dann ging er zu Bett.

Er hörte das Hasten eilender Leute, das gurgelnde Lachen, als sein Scherz von jenen wiederholt wurde, denn das Cambulvolk

hat einen ausgeprägten Sinn für Humor; dann hörte er das durchdringende Gerassel der Schlegel auf der Eingeborenentrommel, einem ausgehöhlten Baumstamm. Wild tönte das, rasend, atembeklemmend, mit einer ab und zu tieferen Note, als der Trommler, seine ganze Kraft aufbietend, den Befehl zum Schlaf durch das Lager jagte.

Der Lokoli brach mit einem wilden Crescendo ab; Sanders legte sich mit einem Seufzer der Erleichterung nieder und schloß die Augen.

Plötzlich richtete er sich im Bett auf; er mußte eingenickt sein; aber jetzt war er ganz wach.

Er horchte, glitt aus seinem Bett und zog seine Moskitoschuhe an. Dann trat er in die Nacht hinaus und fand N'Kema, den Maschinisten, der draußen wartete.

»Hast du gehört, Massah?«

»Ich hab's gehört, aber wir sind hier doch nicht in der Nähe eines Dorfes?«

Wieder horchte Sanders.

Aus der Nacht stiegen hundert flüsternde Geräusche auf; aber über allen, nicht mißzuverstehen, das schwache Gerassel einer antwortenden Trommel. Der Weiße hob die Brauen. »Kein Dorf ist näher als Bongindanga«, murmelte er betroffen, »nicht mal ein Fischerdorf! Und der Busch ist doch verlassen -«

Der Schwarze hielt warnend seinen Finger hoch und beugte lauschend den Kopf vor; er versuchte, die Botschaft zu verstehen, die die Trommel sandte. Sanders wartete. Er kannte die wundervolle Einrichtung des Eingeborenen- Telegrafens und wie dieser seine Botschaften durch die pfadlose Wildnis sandte. Er konnte diese Sorte Morse nicht verstehen - kein Europäer konnte das -, aber Sanders hatte Achtung vor diesem Geheimnis.

»Ein Weißer befindet sich hier«, übersetzte der Eingeborene.
»Er ist krank.«

»Er ist wahnsinnig«, meldete N' Kema weiter. »Er hält sich im Wald der ›seligen Träume‹ auf und will von dort nicht fort. - Kein Weißen bleibt im Wald der ›seligen Träume‹, wenn er nicht wahnsinnig ist«, fügte N'Kema, halb zu sich selbst, hinzu.

Aber die ferne Trommel wiederholte die unglaubliche Botschaft: In der Tat, hier, im Herzen des lieblichsten Tales von ganz Afrika, mitten im Mittelpunkt des grünen Pfads, der zum Tode führt, war ein Weißen, ein kranker Weißen - im Wald der seligen Träume! Ein kranker Weißen!

So fuhr die Trommel fort und fort, bis Sanders seinen eigenen Trommler aus dem Schlaf aufriss und seine Antwort längs des Flusses rasseln ließ. Dann kleidete er sich hastig an.

Im Busch lag ein Schwerkranker; er hatte den Platz für sein Lager selbst gewählt. Er lag in einer Lichtung unweit eines kleinen Baches, der sich zwischen hohem Elefantengras zum Fluß schlängelte. Mainward hatte ihn gewählt, gerade als ihn die Krankheit überfiel, weil der Platz hübsch war. Das war natürlich ein ganz unzureichender Grund, aber Mainward war eine sentimentale Natur, und sein Leben war eine lange Kette solcher Mißgriffe, hübsche Rastplätze zu wählen, ohne Rücksicht auf die sie umgebende Gefahr.

Mainward war mit ganz unzeitgemäßer Vertrauensseligkeit belastet. Das war einer der Gründe, warum er in diesem todbringenden Streifen des Iturilandes verweilte, jenem Streifen, den die Eingeborenen unbeholfen »Das Land, wo alle schlimmen Gedanken sich in gute Gedanken verwandeln« nannten und den poetisch veranlagte Forscher und unternehmende Kaufleute als »Wald der seligen Träume« bezeichneten.

Übergroße Vertrauensseligkeit war sein hauptsächlichstes Unglück gewesen - übergroße Vertrauensseligkeit, daß seine Pferde das Rennen gewinnen müßten; allzugroßes Vertrauen in seine eigene Fähigkeit, Geld zu beschaffen, um seine

Unterschlagungen - er war einmal Direktor der Welshire- Kreis-Bank gewesen - zu verbergen, und Übervertrauensseligkeit in die Liebe einer Frau, die ihn verständnislos ansah, als der große Krach kam, und die ihm sagte, es täte ihr leid, aber sie habe nicht die geringste Ahnung von seiner großen Leidenschaft für sie. In diesem Augenblick hob Mainward seinen schmerzenden Kopf aus dem Kissen und fluchte laut über das Getöse der Sprechtrommel.

»Warum machen sie den verfluchten Lärm, he?« klagte Mainward. »Du bist ein Narr, Mann, Abiboo!«

»Si, Señor!« stimmte der Kanoboy, der ihn bediente, gelassen bei.

»Hör auf damit! Hörst du? Aufhören!« wütete der Mann in dem zerwühlten Feldbett. »Der Lärm treibt mich zum Wahnsinn! Sag ihnen, sie sollen mit dem Trommeln aufhören!«

Der Lokoli hörte ganz von selbst auf, denn der Horcher im Lager des kranken Mannes hatte Sanders' aus der Ferne kommende Antwort gehört.

»Komm her, Abiboo!« bat der Kranke. »Ich möchte etwas Milch! Öffne eine neue Dose und sage dem Koch, er soll etwas Suppe machen.«

Der schwarze Boy verließ den Kranken, als dieser vor sich hinmurmelte und sich rastlos auf der ächzenden Bettstelle hin- und herwarf.

Mainward mußte an viele fernliegende Dinge denken. Sonderbar, wie all diese Dinge seine sofortige Aufmerksamkeit beanspruchten! Eigentlich, wie sie, eines das andere, sich stießen, schoben und miteinander in ihrer lärmenden, aufdringlichen Weise um Mainwards Beachtung kämpften! Natürlich spielte dazwischen der Bankrott der Bank und die Aufdeckung von Mainwards Unterschlagung mit - es war doch anständig von dem Inspektor der Bank, daß er sich durch die Flucht allem weiteren entzog - und Ethel - Ethel - und die Pferde

- und - und Das Tal der seligen Träume! Das hätte eine gute Erzählung abgeben können, wenn Mainward ein Schriftsteller gewesen wäre; aber unglücklicherweise war er keiner. Schreiben konnte er wohl - seinen Namen oder »Drei Monate nach Datum zahlen Sie an die Order von -« Mainward konnte auch anderer Leute Unterschrift unter solche Papiere wie das eben erwähnte zeichnen!

Mainward stöhnte und wand sich unter diesen Gedanken. Aber hier war ja der Wald, wo schlimme Gedanken zu schönen Gedanken wurden; und weiß Gott, sein Gemüt war übel dran. Mainward brauchte Frieden, brauchte Schlaf und Glück - Glück vor allem! Angenommen, »Fairy Lane«, sein Rennpferd, hätte den Wokingham-Preis gewonnen? - Der Gaul hatte natürlich nicht gewonnen! - Mainward bäumte sich von neuem bei dieser bösen Erinnerung. Aber angenommen, der Gaul hätte gewonnen, angenommen, Mainward hätte einen Freund gefunden, der ihm 16000 Pfund Sterling vorstreckte - oder wenn sogar Ethel - Hier unterbrach ihn Abiboo's Stimme: »Dem Pucka- Puck lebt zu kommen (kommt).«

»He! - Was gibt's?« Wütend wandte sich Mainward an den Jungen.

»Pucka- Puck! Hörst du nicht?«

Aber der Kranke konnte den Schlag des Heckrades der »Zaire« nicht hören, wie diese wacker gegen die wachsende Strömung des Flusses ankämpfte. Er war nur überrascht, daß es heller Tag war, und gestand sich widerstrebend ein, daß er »geschlafen« habe.

Mainward schloß seine Augen von neuem und hatte einen sonderbaren Traum. Die Hauptperson in diesem Traum war ein kleiner, braungebrannter, glattrasierter Mann mit weißem Tropenhelm und einem schmutzigbraunen Überrock über seinem Pyjama.

»Wie fühlen Sie sich?« fragte der Fremde.

»Verflucht elend«, grollte Mainward. »Besonders wegen Ethel! Meinen Sie nicht, daß es ziemlich gemein von ihr war, mir vorzumachen, sie habe mich Gott weiß wie lieb, und mich dann in der letzten Minute glatt fallenzulassen?«

»Empörend!« sagte der Fremde ernst. »Aber schlagen Sie sie sich jetzt mal aus dem Sinn; sie ist der Beachtung nicht wert! - Was meinen Sie hierzu?«

Er hielt eine kleine grünliche Pille zwischen Daumen und Zeigefinger. Mainward lächelte mühsam.

»Ach, Unsinn!« kicherte er leise. »Sie sind einer von diesen Kobolden des seligen Traumwaldes! - Was ist das? Eine Liebestrank- Pille?« Mainward lachte nervös über seine Witzelei.

Sanders nickte. »Liebe oder Leben!« antwortete er, aber anscheinend gar nicht vergnügt. »Schlucken Sie's runter!«

Mainward gehorchte kichernd.

»Und nun«, sagte der Fremde - das war aber sechs Stunden später -, »das beste wäre es, meine Jungens brächten Sie auf meinen Dampfer und wir nähmen Sie mit zur Küste.«

Mainward schüttelte den Kopf; er war gereizt aufgewacht und fühlte sich beklagenswert elend.

»Mein Lieber, das ist ja riesig nett, daß Sie gekommen sind - apropos - es scheint mir, Sie sind Doktor?«

Sanders schüttelte den Kopf.

»Im Gegenteil. Ich bin der Gouverneur des Bezirks«, antwortete er leichthin, »aber Sie sagten -«

»Ich bleibe hier! Es ist höllisch hübsch hier.«

»Höllisch! Das ist die richtige Bezeichnung, die ich auch gebraucht hätte, mein lieber Mann! Dieser Fleck ist die Pestquelle des ganzen Kongogebiets; er ist die Heimat jener todbringenden Fliegen- und Wanzenart in Afrika.« Sanders wies dabei mit der Hand auf versteckte Ausblicke auf frische grüne

Täler, auf üppige Lianen, die sich im Schein des Lagerfeuers zeigten. »Sehen Sie sich das Gras an!« bat er. »Es sieht aus wie das Gras bei uns zu Hause; darin liegt das Verführerische! Ich hätte mein Lager beinahe selber hier aufgeschlagen. Nein, kommen Sie, mein Freund! Lassen Sie mich Sie in mein Lager schaffen!«

Mainward schüttelte hartnäckig den Kopf. »Sehr verbunden, aber ich möchte noch für 'nen Tag oder so hier bleiben. Ich möchte gern die übernatürliche Wirkung dieses Platzes versuchen. Ich habe so viele Gedanken, die noch der Behandlung bedürfen!«

»Hören Sie mal!« sagte Sanders barsch. »Sie wissen sehr wohl, woher der Name dieses Waldes kommt. Man nennt ihn ›Wald der seligen Traumes‹ weil er von Fieber strotzt und von jeder Krankheit, von der Beriberi an bis zur Schlafkrankheit. Mann, ich kenne das Land, und Sie sind ein Neuling! Sie sind hierhergezogen, um von der Zivilisation loszukommen und hier Ihr Leben von vorn anzufangen.«

»Ich bitte um Entschuldigung.« Mainwards Gesicht überzog tiefes Rot, und er sprach sehr förmlich.

»Oh, ich weiß alles über Sie! Sagte ich Ihnen nicht, daß ich der Distriktsgouverneur bin? Ich war damals in England, als die Dinge mit Ihnen verkehrt gingen, und das übrige habe ich in den Zeitungen gelesen, die ich von Zeit zu Zeit herausgeschickt bekomme. Aber das alles berührt mich nicht, geht mich nichts an. Ich befindet mich hier, um Ihnen zu helfen, ein neues Leben zu beginnen. Wenn Sie Selbstmord begehen wollen, warum dann erst nach Afrika kommen? Seien Sie doch vernünftig und verlegen Sie Ihren Lagerplatz! Ich werde meinen Dampfer zurücksenden, um Ihre Leute abholen zu lassen. Werden Sie kommen?«

»Nein!« antwortete Mainward verdrossen. »Ich will nicht! Ich bin nicht versessen drauf! Außerdem - ich bin außerstande zu

reisen!«

Das war ein Punkt, gegen den Sanders nichts anzuführen vermochte. Er selbst war über diesen Punkt nicht ganz sicher, und er zögerte, ehe er von neuem begann.

»Nun wohl«, sagte er nach einer Pause, »nehmen wir an, Sie bleiben noch einen Tag hier, um Gelegenheit zu haben, sich etwas zusammenzureißen. Morgen komme ich mit einem Krankenstuhl. Wetten?«

Mainward hielt seine zitternde Hand hin, und der Schatten eines Lächelns zuckte um seine Augenwinkel. »Angenommen!«

Er verfolgte den Distriktsgouverneur mit den Blicken und hörte, wie sich dieser, durch das Lager schreitend, mit einem Mann nach dem anderen in einer fremden Sprache unterhielt.

Ein sonderbarer, kraftvoller Mann, dachte Mainward. Ob er wohl Ethel gemeistert hätte? Mainward beobachtete den Fremden mit neugierigen Blicken und bemerkte, wie seine faulen Schlingel von Trägern bei Sanders' Worten sprangen.

»Gute Nacht!« sagte Sanders' Stimme, und Mainward sah auf.

»Sie müssen noch eine zweite Pille nehmen, und morgen werden Sie so stark sein wie eine Dampfwinde. Ich muß noch heute nacht zu meinem Lager zurück, sonst entdecke ich morgen früh, daß meine sämtlichen Vorräte gestohlen sind. Aber wenn Sie lieber wollen, daß ich hierbleibe -«

»Nein, nein!« erwiderte der andere hastig; er wollte allein sein, er hatte eine Menge Dinge, mit denen er ins reine kommen mußte. Da war beispielsweise die Frage mit Ethel.

»Sie werden nicht vergessen, die Pille zu nehmen?«

»Nein. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie gekommen sind. Sie sind sehr gut zu mir gewesen.«

Sanders lächelte. »Reden Sie keinen Unsinn!« sagte er scherhaft. »Das ist alles brüderliche Liebe. Wir sind beide allein hier, und kein anderer Weißen ist innerhalb fünfhundert

Meilen. Gute Nacht! Und bitte, nehmen Sie die Pille!«

Mainward lag und lauschte dem Lärm des Aufbruchs. Es schien ihm, als höre er eine kleine Glocke läuten. Das mußte der Schiffsmaschine gelten. Dann hörte er das Puckapuck des Heckrades also deshalb hatte der Dampfer bei den Schwarzen diesen Namen erhalten!

Abiboo kam mit Milch. »Haben Sie die Medizin genommen?«

»Ich nehme sie«, murmelte Mainward, aber die grünliche Pille lag unter seinem Kopfkissen.

Danach begann eine sonderbare Befriedigung über Mainward zu kommen; er verfolgte jedoch diese Befriedigung nicht bis zu ihrer ersten Entstehungsursache zurück. Er hatte genug Erinnerungen für diesen einen Tag hinter sich. Jetzt kam das Gefühl, daß er glücklich sei, wie eine angenehme Erschütterung über ihn.

Er öffnete die Augen und sah sich um. Es schien ihm, sein Bett stehe im Freien und er ziehe die Vorhänge beiseite, um eine bessere Aussicht zu haben. Ein kleiner Mann kam schnell den Talabhang entlang auf ihn zugeschritten.

»Atty!« stammelte der Fiebernde. »Bei allen Wundern!« Atty, in der Tat, der alte Atty von damals; nur zog er diesmal nicht das lange Gesicht, das Mainward an ihm gewohnt war. Der kleine Mann stak in Reithosen; seine niedlichen Schaftstiefel waren mit Schlamm bedeckt, und auf seiner hochroten seidenen Bluse lagen Spuren eines scharfen Rennens. Er berührte seine Jockeymütze ruckartig mit seiner Reitpeitsche und legte den Rennsattel, den er trug, auf seinen anderen Arm.

»Sie hier, Atty?« murmelte Mainward lächelnd. »Was um Himmels willen tun Sie denn hier?«

»Der Raum der Jockeys ist hier in der Nähe«, antwortete der kleine Mann, »und ich komme eben vom Nachwiegen. Ich war sicher, ›Fairy‹ würde das Rennen machen, und sie hat's gemacht.«

Mainward nickte wissend. »Ich wußte es«, stimmte er zu.
»Hat sie sich gut betragen?«

Der Jockey lächelte wieder. »Das tut sie wohl niemals, aber sie ist doch gut gelaufen. Als wir aus der Senkung heraufkamen, hing sie ein bißchen hinterher, aber ich zeigte ihr die Peitsche, und sie kam heran so gerade wie ein Würfel. Einmal dachte ich, ›Hirsch‹ schläge uns; aber ich hab' sie rumgekriegt, und wir waren niemals in Schwierigkeiten. Ich hätte um zehn Pferdelängen gewinnen können.«

»Du hättest um zehn Längen gewinnen können?« wiederholte Mainward erstaunt. »Nun, du hast mir einen großen Gefallen getan, Atty. Dieser Gewinn wird mich aus einem der tiefsten Löcher herausholen, in das ein unvorsichtiger Mann jemals geraten ist. Ich werde dir das niemals vergessen, Atty!«

»Davon bin ich überzeugt«, antwortete der kleine Jockey dankbar. »Aber nun müssen Sie mich entschuldigen, Mister!«

Mainward nickte und folgte ihm mit den Augen, wie er sich schnell zwischen den Bäumen entfernte.

Mehrere Leute wurden jetzt in dem Tal sichtbar, und Mainward sah beschämt an seinem schmutzigen Tropenanzug herunter. »Was für ein Esel bin ich doch, in einem solchen Anzug hierherzukommen! Ich hätte es doch wissen sollen, daß ich hier mit diesen Leuten zusammentreffen würde.«

Da war einer darunter, den er lieber nicht gesehen hätte. Sobald er Venns, mit den argwöhnischen Augen und der großen Nase, ansichtig wurde, versuchte Mainward, sich dessen Blick zu entziehen. Aber Venn sah ihn doch und kam durch die Bäume auf ihn zugestolpert, die schwammige Hand ausgestreckt, seine trüben Augen voll Glanz.

»Hallo!« grinste er. »Hab' Sie gesucht.«

Mainward murmelte eine verlegene Antwort.

»Komischer Platz, Sie zu finden, nicht?« Venn schob seinen

glänzenden Zylinderhut in den Nacken und trocknete seine Stirn mit einem fürchterlich geschmacklosen, seidenen Taschentuch.

»Aber sehn Sie mal, alter Junge, was das Geld anbetrifft -!«

»Oh, sorgen Sie sich nicht, mein Lieber!« Mainward wehrte leicht ab. »Ich werde Sie jetzt bezahlen.«

»Das meine ich nicht!« entgegnete der andere hastig, »n' paar hundert mehr oder weniger zählen nicht, aber Sie wollten doch eine große Summe?«

»Und Sie sagten mir, Sie sähen mich lieber -«

»Ich weiß, ich weiß!« warf Venn ein. »Aber das war, ehe die Kaffeeinnahmen in die Höhe gingen. Aber jetzt, alter Bursche, können Sie's haben.«

Er sagte das mit lächerlicher Wichtigkeit, breitbeinig, den Zylinder tief im Nacken, seine Hände theatralisch ausgestreckt. Mainward lachte geradeheraus.

»Sechzehntausend Pfund Sterling?« fragte er.

»Oder zwanzigtausend«, erwiderte der andere nachdrücklich. »Ich will Ihnen zeigen -«

Irgend jemand rief Venn, und mit hastig gemurmelter Entschuldigung stolperte er über den grünen Abhang, blieb stehen und wandte sich um, um Mainward durch Zeichen noch einmal sein Vertrauen und seine Bereitwilligkeit, ihm zu helfen, zu bestätigen.

Mainward lachte ein tiefes, gurgelndes Lachen. Von allen Leuten Venn! Ausgerechnet Venn! Mit seinen verdammt unbequemen Fragen, seinem Geschwätz von Sicherheiten und so! Da schlägt's doch dreizehn!

Dann wich die Lustigkeit plötzlich von Mainward, er stöhnte wieder, sein Herz schlug schneller und schneller, eine sonderbare Schwäche überfiel ihn.

Wie wundervoll sie aussah und wie kühl!

Sie ging in der Lichtung. Eine schlanke Gestalt, ganz in Weiß.

Er hörte das leise Rauschen ihrer Robe, als sie durch das Gras schritt, ganz weiß - mit einem grünen Gürtel, der mit goldenen Spitzen besetzt war. Mainward verschlang jede Einzelheit mit hungrigen Augen; die Goldverzierungen, die vom Gürtel herunterhingen, den Spitzenkragen um ihren Hals, die Sie hatte es nicht eilig, zu ihm zu kommen; das war nun einmal nicht ihre Art. Aber in ihren Augen, in ihren heben Augen, die sich unter seinen Blicken senkten, dämmerte es wie die Morgenröte der Liebe zu ihm auf.

»Ethel!« flüsterte er und wagte es, ihre Hand zu fassen.

»Bist du nicht aufs tiefste überrascht?« fragte sie.

»Ethel! - Du - hier?«

»Ich - ich mußte kommen.«

Sie sah ihn nicht an, aber er sah das Rot auf ihren Wangen und hörte ihre bebende Stimme mit einer ungestümen Hoffnung. »Ich bin so bös zu dir gewesen, so häßlich!« Ihr Köpfchen sank.

»Liebste!« stammelte Mainward, »Liebste!« und tastete nach ihr wie ein Binder.

Sie lag in seinen Armen, an seine Brust gepreßt; der Duft ihrer Gegenwart berauschte seine Sinne.

»Ich mußte ja zu dir kommen.« Ihre Wange lag an der seinen. »Ich liebe dich so sehr!«

»Mich liebst du? Mich? Wirklich?« Mainward zitterte vor Glück. »Liebste!«

Ihr Gesicht war zu seinem hinauf gewandt; ihre Lippen so nahe - er fühlte ihr Herz so wahnsinnig schlagen wie sein eigenes. Er küßte sie; ihre Lippen, ihre Augen, ihr liebes, liebes Haar----»O Gott, wie bin ich glücklich!« schluchzte sie, »so - so glücklich. «

Sanders sprang an Land, gerade, als die Sonne im Aufgehen war. Nachdenklich schritt er durch das Unterholz zum Lager.

Abiboo hockte am Bett, dessen Moskitonetze heruntergelassen

war, und stand nicht auf.

Sanders trat an das Bett, zog das Moskitonetz beiseite und beugte sich über den Mann, der dort lag. Dann zog er das Netz wieder zu, zündete sich langsam seine Pfeife an und sah zu Abiboo hinunter.

»Wann ist er gestorben?«

»Beim Morgengrauen, Herr«, gab der Mann zurück.

Sanders nickte. »Warum hast du nicht nach mir geschickt?«

Einen Augenblick schwieg die hockende Gestalt, dann erhob sie sich und reckte sich.

»Massah«, sagte der junge Mensch auf arabisch - in einer Sprache, die feine Unterschiede gestattet. »Dieser Mann war glücklich; er ging im ›Wald der seligen Träume‹ lustwandeln. Warum hätte ich ihn in ein Land zurückrufen sollen, wo weder Sonnenschein noch Glück ist, sondern nur Nacht und Qual und Krankheit?«

»Du bist ja ein Philosoph!« gab Sanders gereizt zurück.

»Ich bin ein Anhänger des Propheten«, antwortete Abiboo, »und alle Dinge geschehen nach Gottes Ratschluß.«

Die Akasava

Der Missionar war ein guter Mensch, jedoch von der unrichtigen Farbe. Er hatte große Ideen von seiner Pflicht gegenüber seinen Mitmenschen; er war beseelt von der Aufgabe seines Standes in einem anderen Land, aber, wie Sanders sehr richtig sagte: Indien ist nicht Afrika!

Kenneth McDolan kam zu Distriktsgouverneur Sanders mit einem Empfehlungsschreiben des neuen Gouverneurs. Es war ein heißer Morgen, und Sanders saß beim Frühstück, als Abiboo, sein Sergeant und zugleich sein Diener, mit einer Visitenkarte hereintrat. Es war eine hübsche Karte, rund an den Ecken und goldgerändert, und in der Mitte stand in altenglischem Druck:

EHRW. KENNETH McDOLAN

Unten war mit Bleistift hingekritzelt: »Auf einen kurzen Besuch.«

Sanders schnob ungeduldig, denn Reverend ist soviel wie Missionar, und Missionar konnte alles mögliche bedeuten. Sanders betrachtete die Visitenkarte in seiner Betroffenheit von neuem. Der altenglische Druck und das »Ehrwürden« paßten nicht gut zu den abgerundeten Ecken und dem Goldrand.

»Wo ist er?« fragte Sanders.

»Herr, er ist auf der Veranda«, sagte Abiboo. »Soll ich ihn runterschmeißen?« Abiboo sagte das, als ob es selbstverständlich wäre.

Sanders starrte ihn an. »Sündensohn«, sagte er scharf, »sprichst du so von einem Gottesmann und noch dazu von einem weißen Mann?«

»Der Kerl trägt die Kleider eines Gottesmannes«, erwiderte Abiboo lustig, »aber er ist ein Schwarzer, und aus diesem Grund zählt er nicht.«

Sanders zog ein Paar Moskitoschuhe unter seinen Pyjama und fluchte innerlich.

»Weiße Missionare, meinewegen«, sagte er übelgelaunt, »aber schwarze Missionare? - Nein!«

Seine Ehrwürden Kenneth saß in Sanders' Madeirastuhl, ein Bein nachlässig über die eine Lehne des Stuhls geschlagen, um seidene Strümpfe sehen zu lassen. Seine Fingerspitzen berührten einander, und er starnte mit gutmütiger Nachsicht auf den kleinen Garten, der das besondere Vergnügen des Distriktgouverneurs bildete.

Er war schwarz, sehr schwarz; aber seine Manieren waren gewandt und seine Haltung selbstbewußt.

Er nickte Sanders lächelnd zu und streckte ihm lässig die Hand entgegen. »Ah, Distriktgouverneur Sanders!« grüßte er in tadellosem Englisch. »Ich habe viel von Ihnen gehört.«

»Runter von dem Stuhl!« befahl Sanders, der von konventionellen Redensarten wenig hielt. »Und stehen Sie gefälligst auf, wenn ich zu Ihnen herauskomme! Was wollen Sie?«

Seine Ehrwürden erhob sich rasch und paßte sich der Situation mit überraschender Schnelligkeit an. »Ich bin nur auf kurzen Besuch hier«, sagte er mit einem Unterton von Unterwürfigkeit. »Ich besuche die kleinen Dörfer und Städte an der Küste und halte da Gottesdienst ab. Ich möchte die Erlaubnis haben, zu Ihren Leuten sprechen zu dürfen.«

Nun war das eigentlich nicht die Rede, die er sich zurechtgelegt hatte. Er kam geradewegs von England, wo er so was wie einen Salonlöwen in der guten Gesellschaft Bayswaters gespielt hatte und wo überdies seine theologischen Bestrebungen ihm einen Ruf und sogar eine gewisse Berühmtheit auch in weiteren Kreisen eingebracht hatten.

»Zu den Eingeborenen des Bezirks meinewegen! Aber nicht zu den Kanoleuten, noch zu den Haussas, denn die sind

fanatische Mohammedaner.«

Der Missionar, der seine Sicherheit wiedergewonnen hatte, lächelte. »Um Licht in die Finsternis zu bringen...« begann er.

»Still! Das Palaver ist aus!« schnitt Sanders ab. Er wandte sich um und ging ins Haus zurück.

Dann kam ihm ein Gedanke.

»He!« rief er, und der Missionar, der bereits im Begriff war zu gehen, kehrte wieder zurück.

»Wo haben Sie denn den Kenneth McDolan aufgetrieben?«

Der Neger lächelte. »Es ist der Adoptivname, den ich in Sierra Leone von einem Weißen und guten Christen erhielt, der mich ernährt und erzogen hat wie seinen eigenen Sohn«, erzählte er.

Sanders grinste. »Ach ja, ich habe von solchen Fällen schon gehört«, sagte er unverbindlich.

Am nächsten Tag kündigte der Missionar seine Absicht an, ins Innere zu gehen. Er kam zu Sanders, als ob nichts vorgefallen wäre. Vielleicht erwartete er, den Distriktsgouverneur etwas betreten über sein gestriges Verhalten vorzufinden; aber in dieser Erwartung sollte er sich gründlich getäuscht sehen, denn Sanders erwies sich als alles andere denn reuig.

»Sie haben ja einen Brief vom Government!« sagte Sanders. »Ich kann Sie also nicht hindern.«

»Hier gibt's Arbeit für mich«, meinte der Missionar, »Hilfs- und Erlösungswerk. In Indien gab es etwa vierhunderttausend...«

»Hier ist nicht Indien«, erwiderte Sanders kurz, und ohne ein weiteres Wort ging der Prediger seines Weges.

Wer das Akasavavolk gründlich kennt, weiß vor allem, daß ihm Müßiggang über alles geht. »Er ist ein Akasavamann, er zeigt mit seinem Fuße«, ist ein Sprichwort vom Oberlauf des Flusses, und der Ursprung dieses Sprichworts geht auf eine

nebelgraue Vergangenheit zurück, in der, wie die Sage erzählt, ein Fremdling auf einen im Busch liegenden Akasavamann stieß.

»Freund«, redete der Fremde diesen an, »ich habe mich verirrt, zeig mir den Weg zum Fluß!«

Und der Akasavamann erhob sein Bein vom Erdboden und zeigte mit den Zehen in die Richtung des Pfades.

Obwohl diese Legende des eigentlichen Humors entbehrte, wird sie doch als der Gipfel aller spaßigen Sagen von Boma bis zum Ladodistrikt angesehen.

Sechs Monate nachdem Ehrwürden Kenneth McDolan die Küste verlassen hatte, um seine Missionsstation zu errichten, kam eine sehr niedergeschlagene Gesandtschaft zu Sanders. Sie kam um Mitternacht in zwei Kanus an und wartete auf ihn, als er morgens, aus seinem Bett kommend, die breite Veranda seines Hauses betrat. - Ein Halbkreis von gepeinigten, düster blickenden Männern hockte auf der hölzernen Veranda und blickte Sanders aus Augen an, in denen das Elend stand.

»Herr, wir sind Akasavaleute, und wir haben einen langen Weg hinter uns!« sagte der Sprecher.

»Das kann ich mir denken«, gab Sanders trocken und bissig zurück, »wenn das Akasavaland nicht seine Lage über Nacht geändert haben sollte. Was wollt ihr?«

»Herr, wir sterben vor Hunger, denn wir haben eine große Mißernte; es gibt auch keine Fische im Fluß, und deshalb kommen wir zu dir, der du unser Vater bist.«

Nun war das ein ganz ungewöhnliches Verlangen, denn der Eingeborene Zentralafrikas stirbt nicht so leicht vor Hunger; außerdem war keine Nachricht über eine Mißernte vom Oberlauf des Flusses eingetroffen.

»Das sieht mir alles nach Schwindel aus«, meinte Sanders nachdenklich, »denn wie kann es in Akasava eine Mißernte

geben, da die Ernte in Isisi mehr als mittelgut ausgefallen ist.«

Der Sprecher wurde unsicher. »Herr, wir haben eine Epidemie gehabt, und da wir uns einer um den andern kümmern mußten, ist die Saatzeit ungenützt verstrichen; und was die Fische anlangt, so trauerten unsere jungen Männer zu ernst um ihre Toten, als daß sie hätten lange Reisen machen mögen.«

Sanders blickte sie starr an.

»Deshalb hat uns unser Häuptling zu dir gesandt, damit wir dich bitten sollen, uns zu retten. Wir verhungern!«

Der Mann sprach mit Überzeugung, und das war das Überraschendste von allem. Sanders war offensichtlich wie vor den Kopf geschlagen; denn bei allem ungewöhnlichen Verlauf, den sein tägliches Leben nahm, herrschte doch eine gewisse Regelmäßigkeit selbst in seiner Unregelmäßigkeit. Aber hier war eine neue, gänzlich ungewohnte Lage. Solche Vorkommnisse deuteten Unruhen an, und er fing an, dieser Angelegenheit auf den Grund zu gehen.

»Ich kann euch nichts geben«, antwortete er, »außer den Rat, so schnell wie möglich dorthin zurückzukehren, woher ihr gekommen seid, und diese Botschaft eurem Häuptling auszurichten. Später werde ich kommen und Erkundigungen einziehen.«

Die Leute waren damit nicht zufrieden, und ein bejahrter, runziger Alter mit gaumeliertem Haar wandte sich dagegen. »Man erzählt uns«, moffelte er zwischen seinen zahnlosen Kinnladen, »daß bei Hungersnöten in anderen Ländern viele weiße Leute kommen und Getreide und Nahrungsmittel bringen.«

»He?« Sanders' Pupillen wurden eng. »Wartet!« befahl er und ging schnell durch die offene Tür in seinen Bungalow.

Als er wiederkam, hatte er eine biegsame Peitsche aus Rhinoceroshaut in der Hand; die Abordnung verlor ihre Würde und suchte schleunigst das Weite.

Sanders beobachtete die beiden Kanus, wie sie in rasender Fahrt stromaufwärts paddelten. Aber sein Lächeln war nicht vergnügt. -Noch in derselben Nacht ging die »Zaire« nach dem Akasavabezirk ab; sie trug einen Brief an Seme Ehrwürden, Kenneth McDolan, und dieser Brief war kurz, aber nicht mißzuverstehen.

»Geehrter Herr!« lautete er, »Sie werden mit Ihren Habseligkeiten den Überbringer zum Gouverneur begleiten. Im Falle Ihrer Weigerung, dieser Aufforderung Folge zu leisten, habe ich meinen Sergeanten beauftragt, Sie zu verhaften.

Ihr ergebener

H. Sanders, Distriktsgouverneur.«

»Und der Grund, weshalb ich Sie aus diesem Lande weise«, sagte Sanders, »ist der, weil Sie spaßige Ideen in die Köpfe meiner Leute bringen.«

»Ich versichere Ihnen...« begann der Neger.

»Ich wünsche keine Ihrer Versicherungen. Sie werden keinen indischen Hungersnot- Fonds für Zentralafrika schaffen!«

»Die Leute waren am Verhungern.«

Sanders lächelte. »Ich habe ihnen sagen lassen«, erwiderte er grimmig, »daß ich nach Akasava kommen und den ersten verhungert aussehenden Mann beim Kragen kriegen und so lange hauen werde, bis er wund ist.«

Am nächsten Tag empfahl sich der Missionar auf Nimmerwiedersehen; zur größten Genugtuung der vielen weißen Missionare, die am Fluß verstreut wirkten, denn, so sonderbar wie es scheinen mag, ein schwarzer Prediger, der einen Bratenrock und seidene Strümpfe trägt, wird mit einer guten Dosis Mißtrauen angesehen.

Seinem Versprechen gemäß machte Sanders seinen Besuch. Aber er fand niemand, den er hätte prügeln können, denn er kam zu einem merkwürdig wohlgenährten Gemeinwesen, das eine

volle Woche damit zugebracht hatte, die Nahrungsmittel aus den verborgenen Versteckplätzen auszugraben, in denen es diese auf Anraten eines zu eifrig nach Ruhm Jagenden verborgen hatte.

»Hier«, sagte Sanders boshaft, »endet die erste Lektion.« Aber er war weit entfernt, zufrieden zu sein.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß sich alle möglichen Dinge ereignen, wenn man nur erst einmal den ruhigen Fluß des Eingeborenendaseins unterbrochen hat. Es kann natürlich nicht behauptet werden, daß alle Dinge, die sich nach dem Rücktritt Seiner Ehrwürden Kenneth McDolans von seiner Tätigkeit ereigneten, gleich auf seinen geistreichen Versuch, eine Hungersnot in Akasava zu inszenieren, zurückzuführen waren. Aber er hatte eine Saat gesät, die Saat des Gedankens, daß jemand verantwortlich für ihr Wohl sei. In der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er in diese heidnischen Gemüter die verschwommene, unbestimmte und trügerische Idee gepflanzt, daß alle Menschen Brüder seien.

Das entdeckte Sanders auf dem Rückweg von seiner Inspektionsreise. Er traf auf ein im Strom treibendes Kanu; darin lag lang ausgestreckt ein Mann, der seine Paddel so faul handhabte, daß das Kanu mehr vom Strom getrieben als gesteuert wurde.

Sanders befand sich auf der Brücke seines winzigen Dampfers und zog die Dampfpfeife, denn das Kanu lag mitten in seinem Kurs. Trotz des Warnungspfiffes machte der Mann im Kanu nicht die geringste Anstrengung, aus dem Weg zu gehen; und da beide Fahrzeuge mit dem Strom liefen, konnte nur durch ein Überlegen des Ruders auf der »Zaire« und durch das Streifen einer Sandbank vermieden werden, daß das kleinere Fahrzeug in den Grund gebohrt wurde.

»Holt den Kerl an Bord!« befahl Sanders; und nachdem das Kanu ohne Förmlichkeit mit einem Bootshaken längsseits der »Zaire« und der Insasse etwas unsanft an Bord geholt worden

war, ließ Sanders seinem Unwillen freien Lauf.

»An deiner verdammten Faulheit sehe ich, daß du ein Akasavamann bist! Aber das ist noch kein Grund, weshalb du die Strommitte für dich beanspruchst.«

»Herr, es steht im Buch der Bücher geschrieben, daß der Fluß für uns alle da ist, für Schwarz und Weiß, da wir in den Augen der weißen Götter alle gleich sind.«

Sanders hatte ungeduldig auf die Lippen gebissen. »Wenn du und ich tot sind«, sagte er, »dann werden wir gleich sein; aber da ich schnell bin und du faul bist, werde ich dir zehn Hiebe geben lassen, um die üble Lehre, die du in dir trägst, etwas zu berichtigen.«

Aber das Unheil war bereits geschehen.

Sanders kannte das Eingeborenengemüt viel besser als irgendein anderer, und er verbrachte den nächsten Monat einen bestimmten Teil jeden Tages damit, Seine Ehrwürden Kenneth McDolan zur Hölle zu wünschen.

Bis jetzt war allerdings noch kein Unfug geschehen, der nicht wiedergutzumachen gewesen wäre, aber Sanders war nicht der Mann von der Art, sich im Schlaf überraschen zu lassen. Bis in die entlegensten Ecken seines kleinen Königreiches wurden seine geheimen Kundschafter gesandt, und Sanders wartete, wie sich die Dinge entwickelten.

Am Anfang waren die Nachrichten gut. Die Spione sandten Nachrichten von friedlichen, normalen Zuständen. Dann wurden die Berichte weniger zufriedenstellend. Das Akasavaland liegt ungünstig, denn es liegt genau in der Mitte und daher in einer geradezu idealen Lage für die Verbreitung einer verrückten Idee, wie Sanders schon früher entdeckt hatte.

Die Nachrichten seiner Späher erzählten von geheimen Versammlungen, von Gesandtschaften zwischen Stamm und Stamm; von Boten, die sich um Mitternacht aus den Dörfern schlichen; von sonderbaren Gebräuchen, die im Dickicht des

Waldes geübt wurden, und anderen beunruhigenden Dingen.

Dann kam die Krise. Tigili, der König des N'Gombi-Stammes, traf Vorbereitungen für eine geheime Reise. Er opferte eine Ziege und sicherte sich gute Vorzeichen. Ebenso gaben drei Zauberdoktoren günstige Prophezeiungen in feierlicher Zusammenkunft ab.

Der Häuptling glitt eines Nachts mit vierzehn Kanupaddlern, einem Trommler, mit dem Anführer seiner Krieger und zweien seiner Weiber stromabwärts und erreichte die Hauptstadt der Akasava am nächsten Abend bei Sonnenuntergang. Dort traf ihn der Akasavahäuptling und führte ihn in seine Hütte.

»Bruder«, sagte der Akasavahäuptling nicht ohne eine Beimischung von Protzigkeit, »ich habe meinen Bogen mit Affenfell überzogen.«

Tigili nickte würdevoll.

»Meine Pfeile sind beschwingt mit den kleinen Wolken«, erwiderte er.

In dieser Symbolik ergingen sich die beiden fast eine Stunde lang zu gegenseitigem Vorteil.

Außerhalb der Hütte lag ein halbnackter Mann im Schatten, anscheinend im Schlaf, den Kopf auf den Arm gelegt, seine Beine in bequemer Lage gekrümmmt.

Eine der Akasavawachen bemerkte ihn und versuchte, ihn mit dem Fußende seines Speeres aufzuwecken; aber er bewegte sich nur im Schlaf, und der andere, in der Meinung, er sei einer von Tigilis Gefolge, ließ ihn liegen. Als der König und der Häuptling ihr Palaver beendet hatten, erhob sich Tigili vom Fußboden der Hütte und ging zu seinem Kanu zurück. Der Häuptling der Akasava stand am Flußufer und beobachtete das Fahrzeug, als es zurückfuhr.

Der Schläfer an der Hütte erhob sich lautlos und schlug einen anderen Pfad zum Fluß ein. Kurz außerhalb der Stadt mußte er

eine vom Mond erhellte Lichtung kreuzen; dort stellte ihn ein Mann.

Es war ein bewaffneter Akasavakrieger. Der Schläfer stand auf dessen Anruf still.

»Wer bist du?«

»Ich - ein Fremdling.«

Der Krieger kam näher und sah ihm ins Gesicht. »Du bist einer von Sandis Spionen!« sagte er.

Da warf sich der andere auf ihn.

Der Krieger hätte Lärm geschlagen, aber eine Hand wie von Stahl saß ihm an der Gurgel. Der Wachmann gab einen leisen Ton von sich, wie das Geräusch, das ein Bach verursacht, wenn er über ein seichtes Bett von Kieseln läuft; dann knickte er in den Beinen zusammen und fiel zu Boden. Der Schläfer beugte sich über ihn, wischte sein Messer an der nackten Schulter des Toten ab und verfolgte seinen Weg zum Fluß. Unter dem Ufergebüsch fand er ein Kanu, löste den Baststrick, mit dem es festgemacht war, bestieg es und trieb den Einbaum stromabwärts.

»Und was hältst du von allem?« fragte Sanders.

Er war auf der breiten Veranda, und vor ihm stand der Spion, ein schlanker junger Mensch in der Uniform eines Sergeanten der Haussapolizei.

»Herr, es ist der Geheimbund, und sie wollen ein großes Morden veranstalten«, antwortete der Sergeant.

Der Distriktsgouverneur schritt die Veranda auf und ab, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken gefaltet. Diese geheimen Gesellschaften kannte er zu Genüge, obwohl seine Bezirke bisher frei von ihnen waren. Er kannte ihr pilzartiges Emporschießen; wie sie aus dem Nichts entstanden mit geheimnisvollen Gebräuchen und fertigen Tricks. Er kannte ihren Einfluß auf und nieder der liberianischen Küste; er hatte

einige Kenntnis von den »Schweigenden« von Nigeria und hatte mit den »Weißen Gesichtern« am Kassai Bekanntschaft gemacht.

Und nun war diese Pest auch in seinen Bezirk eingedrungen. Das hieß Krieg; das bedeutete das Zuschandenmachen einer Arbeit von zwanzig Jahren, einer Arbeit von Männern, die dafür gestorben und freudig gestorben waren, im Glauben, sie hätten dem Land den Frieden gegeben - ja, es war das Untergraben seiner ganzen eigenen Autorität.

Er wandte sich an Abiboo.

»Nimm den Dampfer und fahre sofort zum Ochoriland und sage Bosambo, dem Häuptling, daß ich ihn aufsuchen werde.« Er wußte, er konnte sich, wenn es zum Schlimmsten kam, auf Bosambo verlassen.

Während er wartete, sandte er einen langen Bericht an das Government, das in Muße etwa hundert Meilen küstenabwärts residierte. Ein Telegraf lief längs des Meeresstrandes, und wenn der in Ordnung war, dann erwies er sich als großer Segen. Glücklicherweise war das im Augenblick der Fall, denn es gab Zeiten, da umherstreifende Elefantenherden die Telegrafenstangen herausgerissen und den Telegrafendraht in der Ausdehnung einer englischen Meile in einen hoffnungslos unentwirrbaren Knäuel zusammengedreht hatten.

Die Antwort auf seinen Brief kam schnell.

»Wendet äußerste Mittel an, um Gesellschaft zu vernichten. Wenn nötig, verhaftet Tigili. Werde Sie mit vierhundert Leuten und Kanonenboot unterstützen. Ziehe vor, Sie schaffen Angelegenheit ohne Lärm aus der Welt.

Government.«

Sanders machte einen langen Spaziergang am Strande, um sich über die Lage und deren Lösung klarzuwerden. Falls die Bevölkerung auf Krieg sänne, würde es ein gleichzeitiges Losschlagen, eine allgemeine Erhebung geben. Er schüttelte den

Kopf. Vierhundert Soldaten und ein Kanonenboot mehr oder weniger machten da keinen wesentlichen Unterschied. Gab es da vielleicht eine Hoffnung, daß ein Stamm vor dem anderen revoltierte? - Er konnte mit den Akasava fertig werden, er konnte sogar mit den Isisi und den Akasava fertig werden. Der Ochori war er sicher, das war ein Trost - aber die anderen? Wieder schüttelte er den Kopf. Vielleicht vermochte die angeborene Bequemlichkeit der Akasava diese etwas zurückzuhalten; aber das war ganz gegen ihre Tradition.

Er mußte ganz plötzlich auf eine Lösung gestoßen sein, denn er hielt mit einemmal mitten im Gehen inne und stand still in tiefem Nachdenken, den Kopf auf die Brust gesenkt. Dann wandte er sich um und ging schnell in seinen Bungalow zurück. Welcher Tag für den Aufstand ausersehen war, wird wohl niemals festgestellt werden können. Was durchsickerte, war, daß die Akasava, die N'Gombi, die Isisi und die Boleki sich im stillen für die große Zeit der kommenden Metzelei vorbereiteten, als die große Neuigkeit kam: Sandi sei tot.

Ein Kanu sei auf dem Isisiflusse gekentert, und der Distriktsgouverneur sei von dem reißenden Strom fortgerissen worden; und obwohl Leute am Ufer auf und nieder rannten, sei kein anderes Zeichen von ihm sichtbar gewesen als der große weiße Tropenhelm, der, sich langsam drehend, außer Sicht schwamm.

So berichtete ein Akasavamann, der es von einem Haussasergeanten hatte. Sofort hörte man den scharfen Ton der Lokolis, der Sprechtrommeln, und die Häuptlinge der Dörfer liefen keuchend zum Palaverhaus, um den Oberhäuptling der Akasava dort zu treffen.

»Sandi ist tot!« verkündete der Häuptling feierlich. »Er war unser Vater und unsere Mutter und trug uns in seinen Armen; wir liebten ihn und taten manches, was uns zuwider war, ihm zuliebe. Aber nun ist er tot, und da ist keiner, der ›Ja‹ oder ›Nein‹ zu uns sagt. Die Zeit, von der ich zu euch unter dem

Siegel der Verschwiegenheit gesprochen habe, ist jetzt gekommen. Deshalb läßt uns jetzt zu unseren Waffen greifen und zu Felde ziehen; erstens gegen die Missionare, die beten und uns durch Besprengungen mit Wasser bezaubern, und dann gegen den Häuptling der Ochori, der seit Jahren Schande über uns gebracht hat.«

»Herr«, sagte der Häuptling eines kleinen Fischerdorfes, das an der Grenze von Ochori lag, »ist das klug? - Unser Gebieter Sanders hat doch gesagt, es soll kein Krieg geführt werden.«

»Unser Gebieter Sanders ist tot«, bemerkte weise der Oberhäuptling, »und da er tot ist, kümmert es uns nicht groß, was er gesagt hat. Außerdem«, fügte er hinzu, als ihm plötzlich ein Gedanke kam, »habe ich letzte Nacht von Sandi geträumt; er stand zwischen großen Feuern und befahl: Geht hin und bringt mir den Kopf des Häuptlings von Ochori!«

Man verlor keine Zeit mehr.

In dieser Nacht tanzten die Männer von zwanzig Dorfschaften den Kriegstanz, und das große Feuer der Akasava brannte düsterrot an dem sandigen Ufer des Flusses, zur großen Beunruhigung einer Flußpferdfamilie, die in der Nähe im hohen Grase lebte.

Beim Morgengrauen hielt der Akasavahäuptling Parade über sechshundert Lanzen und drei Dutzend Kanus und hielt dabei folgende Ansprache:

»Zuerst wollen wir die Missionare vernichten, denn sie sind Weiße, und es ist nicht recht, daß sie am Leben bleiben, während Sandi tot ist. Dann wollen wir gegen Bosambo, den Häuptling der Ochori, ziehen. Als die Regenzeit einsetzte, während unsere Ziegen lammt, brachte er, der ein Fremdling und nicht menschlichen Ursprungs ist, viele üble Leute mit sich und zerstörte unsere Fischerdörfer, und Sandi sagte, es sollte kein Krieg sein. Aber nun ist Sandi tot und, wie ich nicht zweifle, in der Hölle; und da ist niemand mehr, der unseren

Hochmut bändigt.«

Unendlich langsam, denn sie hatte einen starken und heimtückischen Strom gegen sich, kam um die Krümmung des Flusses die Nase der »Zaire«. Merkwürdigerweise hatte sie die kleine blaue Flagge am Heck nicht auf Halbmast gehißt. Was das zu bedeuten hatte, entging den Akasava. Schneidig pflügte das kleine Fahrzeug seinen Weg zu dem sandigen Ufer. Die Laufplanke wurde niedergelassen, und auf ihr kam, sehr munter und ganz in Weiß, den kleinen Ebenholzspazierstock mit silbernem Knopf zwischen den Fingern, Distriktsgouverneur Sanders sehr lebendig herab, und zwei blitzende Maxim-Schnellfeuergeschütze auf jeder Seite des Fallreeps beherrschten das Ufer.

Ein von Furcht und Besorgnis gelähmtes Volk beobachtete die Landung; der Häuptling der Akasava befand sich, in Kriegsmalerei, ein wenig im Vordergrund vor seinen Kriegern.

Auf Sanders' Gesicht lag ein Ausdruck naiver Überraschung.

»Häuptling«, sagte er, »du tust mir eine große Ehre an, daß du alle deine jungen Männer versammelt hast, um mich zu bewillkommen; nichtsdestoweniger sähe ich sie lieber auf ihren Feldern arbeiten.«

Er ging die Reihe der dick mit Camholzfarbe beschmierten Krieger entlang mit dem bedächtigen Schritt einer hohen Persönlichkeit, die eine Ehrenwache besichtigt.

»Ich bemerke«, fuhr er, über die Schulter zu dem Häuptling sprechend, der ihm, gefesselt von der unerwarteten Erscheinung, folgte, »ich bemerke, daß jeder Mann einen Schlachtspeer und einen Gefechtsschild aus geflochtenem Bambus hat und daß viele unter ihnen N'Gombi-Schwerter tragen.«

»Herr, das ist richtig«, antwortete der Häuptling, der seine Fassung wiedergewonnen hatte, »denn wir sind im Begriff, auf Elefantenjagd in den Busch zu gehen.«

»Ich bemerke aber auch, daß manche von euch die kleinen

Knöchelchen, die von Menschen stammen, um den Hals gebunden haben - und das hat mit der Elefantenjagd nichts zu tun.«

Sanders sagte das nachdenklich, grübelnd, während er seine Beobachtung fortsetzte, und der Häuptling war sichtlich verlegen.

»Da geht ein Gerücht«, stammelte der Häuptling, »man sagt da kam ein Kundschafter, der uns erzählte, daß die Ochori sich zum Kriege sammelten, und wir hatten Furcht...«

»Sonderbar«, sagte Sanders halb für sich, aber in der Landessprache, »sonderbar in der Tat ist diese Geschichte, denn ich selbst komme direkt von der Ochoristadt, und dort sah ich nichts wie Menschen, die Korn mahlten und friedlich auf die Jagd zogen; auch ist ihr Häuptling krank, er leidet am Fieber.«

Sanders schüttelte seinen Kopf in wohlgeheuchelter Betroffenheit.

»Herr«, antwortete der arme Kerl von Akasavahäuptlmg, »vielleicht hat man uns Lügen erzählt. - Solche Dinge sind schon vorgekommen.«

»Da hast du recht«, erwiderte Sanders ernst. »Hier ist das Land der Lügen. Einige erzählen sich, daß ich tot bin, und siehe da, gleich heißt's im ganzen Land, daß es kein Gesetz mehr gibt und daß die Menschen ganz nach ihrem Belieben morden und Krieg führen dürfen.«

»Und wenn ich in dieser Minute sterben soll«, antwortete der Häuptling sichtlich entrüstet, »und wenn der Fluß sich in Feuer verwandeln und meine Eingeweide fressen sollte, und wenn jeder Baum sich in einen Leoparden verwandeln sollte, der mich verschlingt, ich habe nicht einmal im Traum an Krieg gedacht.«

Sanders lachte innerlich. »Spare deinen Atem!« sagte er freundlich. »Ihr geht nun auf die Elefantenjagd. Bis zum Urwald ist es weit, und da gibt es viele Sümpfe zu überschreiten und viele Flüsse zu durchschwimmen. Mein Herz ist froh, daß ich

noch zurechtgekommen bin, um euch Lebewohl zu sagen.«

Eindrucksvolles Schweigen trat ein, denn das mit der Elefantenjagd war eine gänzlich aus der Luft geholte Finte des Häuptlings; denn zum Urwald waren es zwei Monate Reise, einen Monat zur Hin- und einen Monat zur Rückreise; überdies ging der Marsch durch das verrufenste Land, und die Akasava sind ein Volk, das keine langen Reisen liebt, es sei denn, auf dem Flusse und dann mit dem Strom.

Das Schweigen wurde durch den Häuptling unterbrochen. »Herr, wir möchten die Reise zu Ehren Eurer Anwesenheit vertagen, denn wenn wir gehen, wie könnten wir uns dann zum Palaver versammeln?«

Sanders schüttelte den Kopf. »Den Jäger soll man nicht aufhalten«, bemerkte er. »Gehe in Frieden, Häuptling, und mögen dir viele Elefantenzähne beschert sein!«

Sanders sah die Augen des Häuptlings plötzlich aufleuchten, aber er fuhr fort: »Ich werde einen Sergeanten meiner Haussas mit euch senden, der mir von eurer Tapferkeit Bericht erstatten soll« - das Aufleuchten in den Augen des Häuptlings erlosch wieder -, »denn es gibt viele Lügner, die erzählen würden, ihr hättet niemals den Urwald erreicht, und für diesen Fall hätte ich dann Beweise, um sie Lügen zu strafen.«

Noch immer zögerte der Häuptling, und die wartenden Reihen der Krieger drängten ungeduldig vorwärts, bis sie aufhörten, einer bewaffneten Macht zu gleichen, und sie mehr einem wirren Knäuel Menschen, einem Mob ähnelten.

»Herr«, sagte der Häuptling, »morgen werden wir marschieren...«

Noch immer lag das Lächeln um Sanders' Lippen, aber sein Gesicht war hart, und in seinen Augen lag ein stählerner Glanz, den der Akasavahäuptling kannte.

»Du marschierst heute, mein Lieber«, antwortete Sanders, indem er seine Stimme dämpfte, bis sie fast nur noch ein leises

Flüstern war, »sonst marschieren eure Krieger unter einem neuen Häuptling, und du baumelst am nächsten Baum.«

»Herr, wir marschieren«, sagte der Mann heiser, »obwohl wir schlechte Fußgänger und unsere Füße sehr empfindlich sind.«

»Wenn ihr wunde Füße habt, könnt ihr euch ja ausruhen«, bemerkte Sanders anständig. »Wenn ihr wunde Rücken habt, könnt ihr weder marschieren noch rasten. Geh!«

Am nächsten Morgen beim Tagesgrauen kamen die N'Gombileute in vierundzwanzig Kriegskanus, um sich mit ihren Akasavafreunden zu vereinigen, und fanden den Ort leer und nur von Weibern und alten Leuten bewohnt; und Tigili, der König, ergab sich in der dadurch hervorgerufenen Bestürzung widerstandslos der kleinen Abteilung Haussas, die am Ufer stand.

»Und was geschieht mit mir, Herr?« fragte der König Tigili.

Sanders pfiff nachdenklich. »Irgendwo habe ich dich betreffende Anweisungen.«

Der Teufelswald

Vier Tage von M'Sakidanga entfernt - wenn man den Angaben der Eingeborenen Glauben schenken darf - fließt der Strom, der sich vom N'Gombiland herunterschlängelt. Nach den Eingeborenenberichten soll dieser sogar in der trockenen Jahreszeit schiffbar sein.

Die Missionare in Bonginda belächeln dieses Gerücht; und Arburt, der junge Missionsvorsteher der Station, lauschte eines Tages mit einem leisen Lachen in seinen blauen Augen dem Bericht Elebis, dem er nicht glaubte, über ein Fabelland am Ende dieses Flusses.

»Wenn sich wirklich Elfenbein an diesem Platz finden sollte«, sagte er in der Landessprache, »oder ein großer Schatz des Hebens wartet, so gehe zu Sandi, denn dieses Elfenbein gehört dann der Regierung. Aber du, Elebi, richte lieber deinen Sinn auf himmlische Schätze und deine Gedanken auf deine Unwürdigkeit, einen Platz im himmlischen Königreich zu verdienen, und laß das Elfenbein fahren.«

Elebi war Sanders als ein eingeborener Prediger von etwas stürmischem Typ bekannt, als ein losdonnernder, redseliger Unterprediger der Kirche.

Er hatte in seinen ekstatischen Augenblicken viele bekehrt. Aber es gab auch Tage voller Rückschläge, an denen Elebi in seiner Lehmhütte murkte und das Christentum kritisch betrachtete.

Diese neue Religion war ja ein dauerndes Dienen. Man konnte sich nicht einmal in Eifer hineinarbeiten und das Ding dann wieder für eine Weile - für eine Woche - liegenlassen. Man mußte damit fortfahren, durfte niemals ermüden, niemals vom geraden Pfade abweichen; man mußte ermüdende Selbstüberwachung üben und durfte nicht das tun, was man gern tun wollte.

»Religion ist Gefangenschaft!« murkte Elebi nach seiner Unterredung und zuckte die breiten schwarzen Schultern. In seiner Hütte pflegte er den Europäerrock mit Hüftentuch und Decke zu vertauschen. Einmal, als er am Teufelsfluß predigte, hatte er sich in ein solches Feuer der Leidenschaft hineingearbeitet, daß er einen Spötter züchtigte, indem er ihm den Arm zerbrach, und Sanders, hierüber wütend, ließ ihn verhaften, peitschen und tausend Messingstangen Strafe zahlen. Danach hatte Elebi in gewissen englischen Missionskreisen als ein Märtyrer des Christentums gegolten, weil er es verstand, vortrefflich zu lügen und seine Bestrafung als eine Art Christenverfolgung hinzustellen.

Aber das Elfenbein lag drei Tagesreisen hinter dem Geheimen Fluß begraben! Darüber grübelte Elebi bei dem Holzklotz nach, der Tag und Nacht in seiner Hütte glomm. Drei Tage jenseits des Flusses, der sich an einem Platz, wo zwei Gräber lagen, gabelte, war das Land, wie man sich erzählte, voll von Teufeln, und Elebi schauderte bei dem Gedanken daran; aber als Missionar und Laienprediger und überdies als der stolze Besitzer eines Druckes des Briefes an die Römer (der mühevoll in die Eingeborenensprache übersetzt war) hatte er wenig zu fürchten. Mehr zu fürchten hatte er von einem gewissen weißen Teufel, der, weit entfernt von hier, am Sitz der Regierung hauste und von dem man erwarten mußte, daß er die Länder und den Geheimen Fluß unsicher mache, sobald die Regenzeit vorüber war.

Man dachte, Elebi hätte nach der Sitte der Weißen nur ein Weib; aber das Mädchen, das mit einem dampfenden Napf voll Fische in die Hütte trat, war nicht die Frau, die die Missionare als Elebis rechtmäßig angetrautes Ehegespons kannten.

»Sikini«, sagte er, »ich gehe mit dem Kanu auf eine Reise.«

»Im heiligen Dienst?« fragte Sikini, die erst in der stolzeren Periode dieses Mannes unter seinen Einfluß geraten war.

»Das Knistern des Feuers ist wie eine Weiberzunge«, zitierte Elebi, »und es ist leichter, einen Deckel auf einem kochenden Topf zu halten als ein Geheimnis im Herzen eines Weibes.«

Elebi führte die Redensarten der Flußbewohner stets im Munde, und das Mädchen lachte, denn sie war sein Lieblingsweib und wußte, daß er ihr im Lauf der Zeit schon weitere Mitteilungen machen würde.

»Sikini«, sagte der Mann plötzlich, »du weißt, daß ich dich behalten habe, als der Blutzapfer wollte, daß ich dich verstoßen solle.«

(Arburt hatte ein Mikroskop und benutzte seine Abende, um das Blut seiner Herde nach Anzeichen von Schlafkrankheit zu untersuchen.)

»Du weißt, daß ich um deinetwillen den, der mein Vater und Beschützer ist, beschwindelt habe, indem ich ihm sagte, daß da nur ein Weib in meinem Hause und daß dieses Tombolo, das Weib von der Küste, sein solle.«

Das Mädchen nickte und sah ihn dumm an.

»Deshalb sage ich dir, daß ich jenseits des Geheimen Flusses gehe, das sind drei Tagesreisen, und daß ich das Kanu an der Stelle verlassen werde, wo sich die beiden Gräber befinden.«

»Was suchst du?« fragte sie.

»In jenem Lande gibt es eine Menge Elfenbeinzähne, totes Elfenbein, das das Volk aus einem fernliegenden Land mitgebracht und dort verborgen hat, da es das Government vom Kongo fürchtete. Ich werde reich zurückkommen und werde viele Weiber kaufen, die dir aufwarten und dich bedienen sollen, und dann will ich nicht länger Christ sein, sondern werde den roten Fetisch anbeten, wie es mein Vater und mein Großvater getan haben.«

»Geh!« sagte sie, gedankenvoll nickend.

Er erzählte ihr viele Dinge, die er Arburt nicht enthüllt hatte:

wie das Elfenbein dorthin gekommen sei, von dem Volk, das das Elfenbein bewachte, und von den Mitteln, die er anwenden wollte, um sich seiner zu bemächtigen.

Am nächsten Morgen, ehe die Missionstrommel rief, war er in seinem Kanu weggeglitten, und als Arburt die Neuigkeit erfuhr, seufzte er und nannte ihn einen hoffnungslosen Lumpen - denn Arburt war schließlich nur ein Mensch. Und Sanders, der auch nur ein Mensch war, sandte seine schnellen Boten aus, die Elebi gefangennehmen sollten, denn es ist nicht gut, daß Schätze suchende Eingeborene ein fremdes Land durchwandern, denn solche Spaziergänge führen zum Krieg, und Krieg bringt ernste dienstliche Korrespondenz, die Sanders in innerster Seele haßte.

Wer Elebi folgen wollte, mußte in seinem Fahrwasser bis Okau paddeln, wo die Barina in den Lapoi mündet, mußte dann den Pfad an der linken Seite des Flusses verfolgen, an dem schweigenden »Weißen Teufelssee« vorbei, und dem sich windenden Stromlauf folgen, bis der Tummelplatz der Elefanten erreicht war. Hier ist der Urwald dem Sport der Ungeheuer zum Opfer gefallen; das Ufer ist mit Baumstümpfen besät, die durch die herumtollenden Mammute entwurzelt und spielend beiseite geworfen wurden. Der Erdboden dort ist jedes Busches und Krautes bar; es ist alles ein Schlamm, der die Spuren der Elefanten zeigt.

Elebi zog sein Kanu an Land, hob sorgfältig seinen Kochtopf heraus, in dem er halbbrennendes Feuer unterhielt, schüttete ihn aus und legte frische Zweige und Reste trocknen Holzes darauf. Dann bereitete er sich selbst ein leckeres Mahl und legte sich schlafen.

Ein herumirrender Leopard kam schnüffelnd und heulend während der Nacht in die Nähe, und Elebi stand auf und fachte das Feuer an. Am Morgen suchte er nach dem Wasserarm, der zum Geheimen Fluß führte, und fand ihn unter Elefantengras verborgen.

Elebi hatte viele Freunde im N'Gombilande; sie waren im Dorfe Tambango versammelt - zum endlosen Verdruß des Häuptlings dieses Dorfes, denn Elebis Freunde waren fremd im Dorf; wohlbewaffnet und an Zahl den Dörflein gegenüber wie drei zu eins, legten sie einfach Hand auf alles, was ihnen gut dünkte. Einer von diesen, O'Sako, hielt den Häuptling in größter Furcht, denn er sprach sehr wenig, stolzierte aber in theatralischer Pose durch die schmutzige Straße von Tambango und trug ein blitzendes gekrümmtes Henkermesser über seinem linken Arm. O'Sako war schlank und hübsch; seine breiten Schultern glänzten in ihrer Nacktheit, und seine muskulösen Arme waren ohne jeden Schmuck. Das lichte Haar war derart mit Lehm zusammengekleistert, daß es europäischem Frauenhaar ähnlich sah, und sein Körper war eingerieben mit Ingolapulver.

Nur einmal ließ er sich herab, seinen Wirt anzureden.

»Du wirst mir ungefähr um die Zeit, wenn Elebi ankommt, drei junge Männer stellen, die uns nach dem Land des Geheimen Flusses bringen sollen.«

»Aber, Herr«, wandte der Häuptling ein, »kein Mann wagt es, zum Geheimen Flusse zu gehen, schon wegen der Teufel.«

»Drei Leute«, sagte O'Sako leise, »drei junge Männer, schnellfüßig und mit Augen scharf wie die der N'Gombi, und mit einem Mund, der schweigen kann wie der Tod.«

»Wegen der Teufel«, wiederholte der Häuptling matt; aber O'Sako starrte geradeaus und ging weiter.

Als die Sonne, bevor sie unterging, in einem letzten Versuch auf den Rand der Welt herniederglühte, der breite Strom eine Masse flüssigen Feuers war und lange Schatten durch die Lichtung liefen, kam Elebi ins Dorf. Er kam allein, ohne jede Begleitung, vom Süden und trug keine sichtbaren Zeichen seines vorübergehenden Aufenthalts in den Gefilden der Zivilisation. Außer einem Hüfttuch und einem über die Schulter geworfenen

Leopardenfell war er nackt.

Am Ende des Dorfes lag das Palaverhaus, eine strohgedeckte kleine Wattleholz-Hütte, die sich an einen kleinen Hügel lehnte. Dort versammelte Elebi seine Häuptlinge und den Häuptling des Dorfes. Er hielt eine Rede. »Cala, Cala«, begann er, und das bedeutet »vor langer Zeit« und ist eine famose Einleitung für eine Rede. »Ehe der Weiße kam, und als die Araber aus den nördlich liegenden Ländern kamen, um Elfenbein und Weiber zu stehlen, vergruben die Leute um den Geheimen Fluß ihre Schätze an einem ›Teufelsplatz‹; ihre Weiber konnten sie nicht vergraben, daher verloren sie sie. Nun ist das gesamte Volk um den Geheimen Fluß tot. Die Araber töteten welche, die Kongoregierung tötete andere, aber Krankheiten töteten die meisten. Wo ihre Dörfer gestanden hatten, ist hohes Gras gewachsen, und in ihren Gärten spricht nur der Webervogel. Dennoch kenne ich diesen Platz, denn ich habe eine Erscheinung gehabt, ein Gesicht, und eine Stimme, die sprach -«

Der Rest der Rede war reine Gotteslästerung, vom Europäer Standpunkt aus betrachtet und mit Berücksichtigung des Umstandes, daß Elebi zum Laienprediger erzogen worden und im Vortrag gewandt war.

Als er geendet hatte, sprach der Dorfhäuptling von Tambango. Es war eine ganz ernsthafte Abhandlung über Teufel. Da sei nicht der geringste Zweifel, daß sich in dem Wald, wo der Schatz liege, ein richtiges Bollwerk des Satans befände. Einige von den Teufeln hätten böse Gesichter und wären so groß wie die Gummibäume - ja sogar größer, denn sie gebrauchten ganze Bäume als Keulen; andere von ihnen wären klein, so klein, daß sie auf den Flügeln der Bienen reisten; aber alle seien sehr mächtig, sehr schrecklich und vor allem der wirksamste Schutz des begrabenen Schatzes; ihre größte Fertigkeit bestehe darin, daß sie den Wanderer in die Irre führen. Leute seien auf der Suche nach Wild, Kopalharz oder Gummi in den Wald gegangen und niemals zurückgekehrt, weil

wohl tausend Wege in den Wald, aber keiner aus dem Wald herausführe.

Elebi hörte in tiefem Ernst zu. »Teufel! Natürlich gibt es die da«, sagte er. »Auch den obersten Teufel, den Alten, der der Feind von Gott ist. Ich habe viel mit Austreiben von Teufeln zu tun gehabt - in meinem heiligen Amt als Diener der Heiligen Schrift. Von den kleineren Teufeln weiß ich nichts, obwohl ich an ihrer Existenz nicht zweifle. Und darum halte ich es für besser, wir versenken uns ins Gebet.«

Auf seine Anweisung hin kniete die Gesellschaft angesichts des Dorfes nieder, und Elebi betete wie üblich, aber mit größtem Ernst, daß nicht die Mächte der Finsternis die Oberhand gewinnen, sondern daß das große Werk, das vor ihnen liege, triumphieren solle.

Danach opferte die Gesellschaft, um sich nach beiden Seiten zu sichern, einem vor des Häuptlings Hüttentür hockenden Tierfetisch zwei Hühner, und ein verrückter Zauberdoktor salbte Elebi mit Menschenfett.

»Wir werden über Ochori reisen«, sagte Elebi. »Dieses Ochorivolk wird uns Nahrungsmittel und Führer stellen, denn es ist feige und sehr furchtsam.«

Er nahm Abschied von dem alten Häuptling und setzte seine Reise mit O'Sako und seinen Kriegern fort. So vergingen zwei Tage. Eine Stunde von der Ochoristadt entfernt rief er eine Versammlung zusammen.

»Da ich die Welt kenne«, begann er, »bin ich mit den Ochori bekannt. Sie sind Sklaven! Ihr sollt sehen, wie der Ochorihäuptling meine Füße küßt. Da es sich gehört, daß so einer wie ich, der die Art der Weißen und ihren Zauber kennt, mit Ehren empfangen wird, laßt uns einen Boten voraussenden, der den Ochori ankündigt, daß Lord Elebi im Anzug ist und ihnen befiehlt, zur Zeit unserer Ankunft Ziegen zu schlachten.«

»Das nenn' ich wohl gesprochen«, sagte O'Sako, sein

Leutnant, und ein Bote wurde vorausgesandt.

Elebi folgte langsam mit seiner Karawane.

Man erzählt sich, daß Elebis Botschaft an Bosambo aus Monrovia den Häuptling der Ochori gerade zu einer Zeit erreichte, als sich dieser in einem kleinmütigen Zustand befand, wie er gerade Männer der Tat befällt, wenn sie finden, daß ihr Leben zu sanft dahinfließe.

Es war Bosambos Gewohnheit - und eine, vor der seine Leute ehrfürchtige Scheu empfanden -, in Augenblicken einer Krise oder bei solchen Gelegenheiten, wo es nicht wünschenswert war, daß seine Gedanken bekanntwürden, laut englisch zu sprechen.

Er saß vor seiner Hütte, rauchte eine kurze Holzpfeife und hörte schweigend zu, während der Bote die Eigenschaften des ankommenden Besuchs und die unvergleichliche Ehre pries, die den Ochori damit zuteil würde.

Am Schluß der Aufzählung sagte Bosambo auf englisch: »Verdammte Nigger!«

Der Bote war von den fremden Lauten wie vor den Kopf geschlagen.

»Herr und Häuptling!« sagte er. »Mein Herr ist ein Großer, er kennt die Weißen und ihre Gepflogenheiten.«

»Auch ich kenne etwas von den Weißen«, erwiderte Bosambo nun ruhig im Dialekt des Flusses. »Ich habe viele Freunde darunter; so Sandi, der meines Bruders Weibes Schwester geheiratet hat und mit mir verwandt ist. Auch habe ich mit dem Großen Weißen König, der über dem Großen Wasser wohnt, Händedrücke gewechselt«, fügte er kühn hinzu, »und er hat mir viele Geschenke gegeben.«

Mit diesem Bericht ging der Bote zu der langsam anrückenden Karawane zurück, und Elebi war ein wenig betroffen.

»Sonderbar!« sagte er. »Kein Mensch hat jemals einen Ochorihäuptling gekannt, der etwas anderes gewesen wäre als ein Hund und ein Hundesohn. - Laßt uns diesen Bosambo näher betrachten! Hast du ihm gesagt, daß er herauskommen und mich treffen soll?«

»Nein«, bekannte der Bote offen, »denn er war so großartig und so hochmütig wegen Sandi, der seines Bruders Weibes Schwester geheiratet hat, und so aufgeblasen, daß ich es nicht wagte, ihm das zu sagen.«

Am Saum der Ochoristadt, wo Sanders früher einmal die Errichtung einer Warnungstafel veranlaßt hatte, fand Elebi den Häuptling wartend, und Elebi war sehr geschmeichelt. Es gab eine lange und ernste Unterredung in dem kleinen Palaverhaus des Ortes, und hier erzählte Elebi so viel von seiner Geschichte, wie notwendig war, und Bosambo glaubte so viel davon, als ihm glaubwürdig schien.

»Und was benötigst du von mir und meinen Leuten?« fragte Bosambo zu guter Letzt.

»Herr und Häuptling!« antwortete Elebi. »Ich gehe auf eine lange Reise, gestärkt vom Heiligen Geist, von dem du nichts weißt, denn das ist ein ganz besonderes Geheimnis der Weißen.«

»Es gibt kein Geheimnis, das ich nicht kenne«, erwiderte Bosambo aufgeblasen, »und wenn du von Geistern sprichst, dann will ich mal von gewissen Heiligen reden und von einer gewissen Jungfrau, die von den weißen Männern sehr verehrt wird.«

»Wenn du von dem gesegneten Paul...«, begann Elebi etwas unsicher.

»Nicht nur von Paul, sondern auch von Petrus, Johannes, Lukas, Matthäus, Antonius und Thomas«, zählte Bosambo schnell auf. Er war nicht umsonst ein guter Schüler der Missionsstation gewesen.

Elebi war in die Enge getrieben. »Lassen wir diese

Zauberdinge ruhen!« sagte er vorsichtig. »Es ist augenscheinlich, daß du ein gelehrter Mann bist. Nun gehe ich, um einen wundervollen Schatz zu heben. Alles, was ich dir früher gesagt habe, war eine Lüge. Laß uns zueinander als Brüder sprechen! Ich gehe zum Teufelswald, wo seit Jahren kein Mensch gewesen ist. Darum bitte ich dich, gib mir Proviant und zehn Träger!«

»Proviant kannst du haben, aber Träger nicht«, antwortete Bosambo, »denn ich habe Sandi mein Wort verpfändet, der, wie du weißt, meines Bruders Weibes Schwester Mann ist, daß keiner meiner Leute dieses Land verläßt.«

Damit hatte sich Elebi zufriedenzugegeben, denn ein neuer Geist war über die Ochori gekommen, seit er sie das letzte Mal gesehen; und da war eine Herausforderung in den furchtsamen Augen dieser Sklaven von ehemals, die beunruhigte. Außerdem schienen sie sehr gut bewaffnet.

Alle hundert Yards machte der Zug halt, und Elebi band einen Streifen an einen Baumzweig.

»Auf diese Weise«, belehrte er seinen Stellvertreter, »werden wir unabhängig von den Göttern und ohne Furcht vor den Teufeln sein, denn wenn wir das Elfenbein nicht finden, werden wir wenigstens unseren Weg zurück finden können.«

(Missionare hatten auf die gleiche Weise das Land zwischen Bonguidga und dem Großen Fluß durchquert, aber in jenem Land gab es keine Teufel.)

Nach zwei Tagen gelangten sie an einen Begräbnisplatz. Dort hatte ehemals ein Dorf gestanden, denn Isisipalmen wuchsen da prächtig; als sie das Gras beiseite bogen, stießen sie auf ein verwittertes Dach. Und in den ölpalmen hausten Millionen von Webervögeln, und ein überwucherter Bananenhain war auch da.

Elebi fand die mit zerbrochenen Kochtöpfen bedeckten Gräber und war darüber zufrieden.

Im Wald selbst, eine Meile hinter dem Totendorf, stießen sie

auf einen alten Mann; so alt in der Tat, daß man ihn mit einem Finger und dem Daumen hätte in die Höhe heben können.

»Wohin gehen die jungen Männer in ihrer Kraft?« murmelte er kindisch. »In das Land der kleinen Teufel? Wer wird sie wieder zu ihren Weibern zurückführen? Keiner. Denn die Teufel werden sie irreführen, indem sie ihnen neue Wege öffnen und die alten Wege verschließen werden. O Ko, Ko!«

Er winselte erbärmlich.

»Vater!« sagte Elebi, indem er rote Flanellstreifen von seiner Hand baumeln ließ, »dies ist des weißen Mannes Zauber; wir kommen auf demselben Wege zurück, auf dem wir hingehen.«

Da verfiel der Alte in einen wahnsinnigen Anfall von Fluchen und bedrohte sie mit tausend Toden, und Elebis Gefolge drängte, von Furcht übermannt, zurück.

»Du hast zu lange gelebt«, sagte Elebi leise und jagte seinen Speer durch das Genick des Alten.

Zwei Tagesreisen hinter der Mordstätte stießen sie auf das Elfenbein. Es war unter einem Hügel vergraben, der wild mit Pflanzen überwuchert war. Nach europäischer Schätzung betrug der Wert ungefähr fünfzigtausend englische Pfund Sterling.

An dem Morgen, als die Karawane Bosambo verließ, sah dieser sie abmarschieren. Er bemerkte, daß zwei Körbe, bis an den Rand mit schmalen Streifen roten Zeuges gefüllt, einen Teil der Ausrüstung der kleinen Karawane bildeten.

»Das ist mein Zauber«, sagte Elebi geheimnisvoll, als er darum gefragt wurde. »Es gehört sich, daß du seine Macht kennenerlernst.«

Bosambo gähnte dem anderen mit großer Unverschämtheit ins Gesicht.

Eine Tagesreise hinter Ochori erreichte die Karawane die ersten zerstreuten Vorposten des Großen Waldes. Dichte Haufen von Gummibäumen bildeten den Eintritt zum Dickicht, und hier

wurde der Zauber von Elebis Körben mit den Zeugstreifen enthüllt.

»Wir wollen zurückgehen und Träger holen«, bestimmte Elebi. »Dabei nehmen wir so viele Elefantenzähne mit uns, wie wir zu tragen vermögen.«

Zwei Stunden später begann die Gesellschaft ihren Rückmarsch, indem sie den Pfad verfolgte, wo in Zwischenräumen von einer halben Meile ein Streifen von rotem Flanell von einem Zweige hing. Da waren viele Pfade, die sie hätten einschlagen können; Pfade, die aussahen, als ob sie von Menschenhänden angelegt seien, und Elebi war froh, daß er den Weg zur Rettung gekennzeichnet hatte.

Acht Stunden lang bewegte sich die Karawane schnell vorwärts, da sie die Richtung ohne Schwierigkeit fand; dann machten sie Rast für die Nacht.

Elebi erwachte in der Nacht durch die Schreie eines Mannes; er sprang auf und fachte das Feuer zu einer lichten Flamme an.

»Es ist der Bruder von Olambo aus Kinshassa, und er hat die Schlafkrankheit, Mongo«, sagte eine Stimme, der man die Angst anhörte. Elebi rief zur Beratung.

»Es gibt viele Arten, nach denen die Weißen diese Krankheit behandeln«, erklärte er gescheit. »Entweder sie geben gewisse Pulver ein, oder sie stechen mit Nadeln in den Arm; aber Arznei zu geben, sobald das Stadium des Wahnsinns eingesetzt hat, ist nutzlos - so habe ich von den Missionaren auf der Station sagen hören -, denn die Tollheit setzt nur kurz vor dem Tode ein.«

»Er war aber letzte Nacht noch gesund«, sagte eine gedämpfte Stimme. »Hier im Wald gibt es viele Teufel, laßt uns fragen, was er gesehen hat.«

So ging eine Abordnung zu dem schreienden, zuckenden Menschen, der gefesselt und geknebelt am Boden lag, und sprach mit ihm. Sie fanden es etwas schwierig, mit ihm ins Gespräch zu kommen, denn er plapperte und schimpfte und

lachte und schrie in einem fort.

»Wegen der Teufel -«, sagte Elebi schließlich.

»Teufel!« gellte der Verrückte. »Yi! Ich habe sechs Teufel gesehen, mit Flammen in ihren Rachen! Tod über dich, Elebi! Hund -!«

Er schrie andere peinliche Dinge hinaus.

»Wenn wir Wasser hier hätten«, grübelte Elebi, »dann könnten wir ihn ersäufen; aber da wir nur Wald und Erde hier haben, tragt ihn vom Lager fort, und ich will ihn zum Schweigen bringen.«

So trugen sie den Wahnsinnigen weg; acht starke Männer schwankten durch den Wald, und sie kamen zurück und ließen Elebi mit seinem Patienten allein. Die Schreie hörten plötzlich auf, und Elebi kehrte zurück und wischte seine Hände an seinem Leopardenfell ab.

»Nun laßt uns schlafen!« sagte Elebi und legte sich nieder. Schon vor Tagesanbruch war die Gesellschaft auf den Beinen.

Sie waren kaum eine Meile von ihrer Lagerstätte wegmarschiert, als sie zögerten und haltmachten.

»Ich finde kein Zeichen, Herr«, berichtete der Führer. Elebi nannte ihn einen Dummkopf und ging selbst, um nachzusehen.

Aber da war kein roter Flanell, nicht eine Spur davon. Sie marschierten eine weitere Meile, aber ohne Erfolg.

»Wir haben den falschen Weg eingeschlagen, laßt uns zurückkehren!« befahl Elebi, und die Gesellschaft kehrte auf ihren Spuren zu dem von ihnen verlassenen Lagerplatz zurück.

Dieser Tag wurde benutzt, um das Land drei Meilen weit auf jeder Seite zu erforschen; aber nirgends fand sich das willkommene Zeichen, das ihnen den einzuschlagenden Weg zeigen sollte!

»Wir sind alle N'Gobileute«, sagte Elebi. »Laßt uns morgen vorwärts marschieren und die Sonne immer in unserem Rücken

behalten. Der Urwald hat keine Schrecken für den N'Gombimann. Dennoch kann ich nicht verstehen, warum der Zauber des weißen Mannes versagte.«

»Teufel«, murmelte sein Stellvertreter düster.

Elebi betrachtete ihn nachdenklich. »Teufel fordern bisweilen Opfer!« antwortete er mit Nachdruck. »Eine kluge Ziege meckert nicht, wenn sich der Priester der Herde nähert.«

Am nächsten Morgen wurde eine wichtige Entdeckung gemacht; ein zerknülltes Stück Flanell wurde an der äußereren Seite des Lagers gefunden. Es lag gerade in der Mitte eines Pfades, und Elebi schrie von Freude hut auf. Wieder begab sich die Karawane auf diesen Pfad. Eine Meile weiter fesselte ein anderes rotes Fetzchen das Auge und eine halbe Meile weiter noch eins.

Aber keines von diesen war dort, wo Elebi sie hingehangen hatte, und sie alle trugen die Spuren roher Behandlung, was den Laienbruder arg beunruhigte. Manchmal fehlten die kleinen Fetzen auch gänzlich, aber dann stieß eine Patrouille wieder auf welche in einiger Entfernung abseits vom Wege, und der Marsch wurde fortgesetzt.

Gegen Sonnenuntergang machte Elebi plötzlich halt und grubelte. Vor ihm lief sein eigener langer Schatten. Die Sonne war hinter ihm, wo sie doch jetzt hätte vor ihm sein müssen.

»Wir gehen in verkehrter Richtung«, sagte er, und die Männer warfen ihre Lasten nieder und starrten ihn an.

»Zweifellos ist das das Werk des Teufels!« erklärte Elebi nach einer Pause. »Laßt uns beten!«

Er betete inbrünstig etwa zwanzig Minuten lag, und die Nacht kam, ehe er damit endete.

Sie lagerten in dieser Nacht auf dem Fleck, wo sie den letzten roten Fetzen gefunden hatten, und am Morgen darauf gingen sie auf dem Weg zurück, den sie gekommen waren. An

Nahrungsmitteln fehlte es ihnen nicht, aber es mangelte an Wasser. Sie waren weniger als eine englische Meile marschiert, als die roten Fetzen gänzlich aufhörten, und nun wanderten sie hilflos im Kreise herum.

»Das ist augenscheinlich keine Gebets-, sondern eine Opferfrage«, schloß Elebi, und sie erschlugen einen der Führer.

Drei Nächte später kroch O'Sako, der Freund Elebis, heimlich zu der Stelle, wo Elebi schlief, und regelte den Streit, der tagsüber deshalb aufgetaucht war, wer von ihnen beiden den Oberbefehl über die Expedition haben sollte.

»Herr«, sagte Bosambo aus Monrovia, »alles, was du mir aufgetragen hast, habe ich getan.«

Sanders saß vor des Häuptlings Hütte auf seinem Feldstuhl und nickte.

»Als dein Befehl kam, ich solle Elebi auffinden, der ein Feind der Regierung sei und deinem Befehl nicht gehorche, nahm ich fünfzig meiner jungen Leute und folgte ihm auf seinen Spuren. Zuerst war der Weg leicht, denn er hatte Zeugstreifen an die Bäume gebunden, um den Rückweg zu finden; aber nachher wurde die Sache schwieriger, wegen der N'Kenia, die im Urwald sind -«

»Affen?« Sanders' Augenbrauen hoben sich.

»Affen, Herr!« Bosambo nickte. »Die kleinen schwarzen Buschaffen, die grelle Farben so sehr lieben, waren von ihren Bäumen heruntergeklettert, hatten die Zeugstreifen abgerissen und sie zu ihren Nestern genommen nach der Manier des Affenvolkes. Auf diese Weise verirrte sich Elebi und mit ihm seine Leute, denn ich habe ihre Gebeine gefunden; ich kenne den Urwald!«

»Und was hast du sonst gefunden?« fragte Sanders.

»Nichts, Herr!« sagte Bosambo und sah Sanders gerade in die Augen.

»Das ist wahrscheinlich eine Lüge!« bemerkte Sanders.
Bosambo dachte an das Elfenbein, das unter dem Fußboden
seiner Hütte vergraben lag, und widersprach Sanders nicht.

Die Liebschaften M'Linos

Sanders wurde von Menschen, die ihn nur oberflächlich kannten, für einen Weiberfeind gehalten. Aber Sanders war nicht Weiberhasser in irgendeiner Bedeutung des Wortes, denn er dachte nicht daran, dem weiblichen Geschlecht Übelwollen entgegenzubringen, und ganz sicher war er ebenso frei von einer stillen Liebe, von der niemand etwas wußte.

Anders stand es mit einem jungen Mann namens Ludley; der war seit drei Monaten unter Sanders als Stationsleiter in Isisi stationiert. Nach Verlauf dieser Zeit ließ ihn Sanders zur Küste kommen.

»Ich halte es für das beste, wenn Sie nach Hause fahren«, eröffnete ihm Sanders.

Der junge Mann machte erstaunte Augen. »Warum?«

Sanders gab zunächst keine Antwort, sondern starre durch die Türöffnung nach dem entfernten Dorf hinüber. »Mir sind da verschiedene Dinge zu Ohren gekommen -«, erwiderte er dann kurz; er fühlte sich ungemütlich bei der Sache, aber zeigte es nicht.

»Verschiedene Dinge? - Was für Dinge?«

Sanders rückte verlegen auf seinem Stuhl hin und her. »Oh, manches!« erwiderte er aufs Geratewohl und fügte hinzu: »Sie fahren jetzt nach Hause und heiraten da das hübsche Mädchen, von dem Sie so schwärmt, als Sie herkamen.«

Der junge Ludley errötete unter seiner gebräunten Haut. »Hören Sie mal, Mr. Sanders«, sagte er, halb ärgerlich, halb entschuldigend. »Sie nehmen doch sicher davon keine Notiz - Sie wissen doch, das ist so die Art, wie man's hier in afrikanischen Ländern zu machen pflegt. Oh, hol's der Teufel, Sie werden doch nicht den Sittenrichter über meine moralischen Verfehlungen abgeben wollen?«

Sanders sah den jungen Mann kalt an. »Wegen Ihrer Moral lohnt sich's nicht, sich in Unkosten zu stürzen«, meinte er, der Wahrheit entsprechend. »Sie könnten der verkommenste Teufel in der Welt sein - ich gebe zu, daß Sie das nicht sind -, und es fielet mir nicht ein, an Ihnen etwas bessern zu wollen. Fällt mir nicht ein! - Es ist mehr die Moral meiner Kannibalen, um die ich in diesem Falle besorgt bin. Nach Hause fahren Sie, Söhnchen! Heiraten Sie! Crescit sub pondere virtus! Sie finden die Übersetzung im fremdsprachigen Zitatenschatz jedes anständigen Lexikons. Was die Gepflogenheiten im Lande der Schwarzen anlangt, so vermeidet man solche in den unserer Flagge unterstellten Ländern. Affentricks mögen gut genug für den belgischen Kongo sein, aber sie sind nicht gut genug für diesen kleinen Streifen Wildnis.«

Ludley fuhr nach Hause.

Er erzählte niemand die wahre Ursache seiner Rückkehr, denn das hätte nicht hübsch geklungen. Er war ein ziemlich anständiger Junge - soweit Jungens dieses Schlages anständig sein können und sagte über Sanders nichts weiter als: Sanders sei ein Weiberfeind.

Die Szene, die seiner Abreise folgte, zeigt, wie wenig sich weiße Denkart von der schwarzen Denkart unterscheidet, denn nachdem Sanders seinen Untergebenen sicher an Bord eines heimwärts fahrenden Dampfers gebracht hatte, ging er stromaufwärts nach Isisi und traf dort mit einem Weib zusammen, das M'Lino hieß.

Das schwarze Durchschnittsweib ist häßlich von Gesicht, jedoch schön von Gestalt; aber M'Lino war kein gewöhnliches Weib.

Die Isisileute, die außergewöhnliche Mitteilungen im Gedächtnis behalten und sie vom Vater auf den Sohn weitergeben, erzählten sich, daß M'Lino von einer Araberfamilie abstamme; und in der Tat, wenn eine fein gemeißelte Nase und

ein schön geschwungener Mund irgend etwas beweisen, dann bewiesen sie in diesem Falle, daß M'Lino kein reiner Bantuschlag war.

Sie kam zu Sanders, als dieser nach ihr schickte; wachsam, argwöhnisch, sehr auf ihrer Hut.

Ehe er noch reden konnte, hatte sie schon eine Frage an ihn gestellt.

»Herr, wo ist Lijingii?« Das war Ludleys Name, so richtig, wie ihn ein Schwarzer eben aussprechen konnte.

»Lijingii ist über das große Wasser zu seinen Leuten gefahren«, antwortete Sanders sanft.

»Du hast ihn fortgeschickt, Herr!« rief sie hastig, und Sanders gab keine Antwort.

»Herr«, fuhr sie fort, und Sanders wunderte sich über die Bitterkeit in ihrem Ton, »man sagt, du haßt Frauen.«

»Dann hat man dir Lügen erzählt«, gab Sanders zurück. »Ich hasse Frauen nicht, vielmehr verehre ich sie, denn sie steigen zu den Abgründen der Hölle hinunter, um Kinder zu gebären; auch sonst schätze ich sie hoch, weil sie mutig und treu sind.«

Sie sagte nichts; ihr Kopf sank, bis ihr Kinn auf ihrer bloßen braunen Brust ruhte, aber unter ihren Brauen sah sie zu Sanders hinüber; ihre Augen waren von einem fremden Leuchten erfüllt.

Schrecken bemächtigte sich Sanders'. War das Unglück bereits geschehen? Er fluchte auf Ludley und sandte ein heißes Stoßgebet zum Himmel, Ludleys Schiff möge mit ihm untergehen. Aber ihre Worte beruhigten ihn gleich darauf.

»Ich habe Ludley verliebt in mich gemacht, obwohl er ein großer Herr war und ich eine Sklavin. Auch ich hoffte, ihm eines Tages Kinder zu gebären, aber nun kann das nicht sein.«

Gott sei Dank, dachte Sanders.

Er wollte ihr gern ein paar Trostworte sagen, aber sie drehte sich auf ihrer Ferse und ging.

Sanders sah der anmutigen Gestalt nach, wie sie sich auf der gewundenen Straße entfernte, und kehrte an Bord seines kleinen Dampfers zurück. Er war schon zehn englische Meilen stromabwärts gefahren, ehe er sich erinnerte, daß er den Tadel nicht ausgesprochen hatte, den er für das Mädchen in Bereitschaft hatte.

»Das ist doch sonderbar«, murmelte er ärgerlich, »mein Gedächtnis läßt mich im Stich.«

Drei Monate später kam der junge Penson aus England an, um die Stelle des heimgekehrten Ludley einzunehmen. Ein rotwangiger junger Mann, überwallend vor Eifer, und, was wichtiger war:

Er hatte zwei Jahre Lehrzeit in Sierra Leone hinter sich.

»Sie sollen nach Isisi gehen«, sagte Sanders zu ihm, »und ich möchte Ihnen nur mitteilen, daß Sie da oben hübsch vorsichtig sein müssen.«

»Was ist dort los?« fragte der junge Mann eifrig. »Sind die Kerls aufsässig?«

»Soweit ich weiß«, antwortete Sanders, seine Füße auf das Verandageländer legend, »sind sie das nicht. Und nicht vor dem Blutvergießen müssen Sie sich hüten, sondern vor der Liebe!«

Damit erzählte er Penson die Geschichte von M'Lino, obwohl diese Geschichte für die britische Verwaltung nicht eben schmeichelhaft war.

»Mir können Sie trauen«, beteuerte Jung-Penson, als Sanders geendet hatte.

»Oh, daß ich Ihnen trauen kann, glaube ich schon; aber trauen Sie dem Weibe nur nicht! Lassen Sie von Zeit zu Zeit von sich hören! Wenn Sie nicht ab und zu über sie schreiben, werde ich argwöhnisch werden und in recht ungemütlicher Stimmung zu Ihnen kommen.«

»Mir können Sie trauen!« wiederholte der junge Penson, denn

er stand in einem Alter, in dem der Mensch seiner selbst sehr sicher zu sein pflegt.

So merkwürdig es sich auch lesen mag: Von dem Augenblick an, wo er fortging, bis zu dem Augenblick, wo er ein paar Monate später, in Ungnade gefallen, zur Küste zurückkehrte, schrieb er kein Wort von dem gertenhaft schlanken Mädel mit den wunderbaren Augen. Andere Mitteilungen trafen wohl von ihm ein; amtliche Berichte, klar und sachlich, aber niemals ein Wort über M'Lino.

Sanders begann sich zu beunruhigen. Geschichten sickerten allmählich durch; Geschichten von grausamen Peitschungen, die auf Befehl des Stationsleiters verhängt worden wären, und Sanders nahm den Dampfer und fuhr in eilender Fahrt stromaufwärts.

Kurz vor der Station machte er halt und ging das Flußufer entlang. Das war wahrlich kein leichter Spaziergang, denn die Gegend hier herum ist eine Wirnis von Vegetation.

Dann stieß er auf ein afrikanisches Idyll. Ein junger Mensch saß da und kratzte auf einer quietschenden Geige zum besonderen Vergnügen von M'Lino, die, das Gesicht nach unten gekehrt, ihr Kinn auf die Hand gestützt, vor ihm im Grase lag.

»In tausend Teufels Namen!« fuhr Sanders ihn an.

Der junge Mensch erhob sich von dem gefällten Baum, auf dem er gesessen hatte, und sah Sanders ruhig und, wie es schien, ohne jede Verlegenheit an.

Sanders sah auf das Mädchen herab und wies in die Dorfrichtung.

»Geh ins Dorf zurück, mein Mädchen!« sagte er sanft, denn er war in Wut.

»Und nun, Sie Prachtexemplar von einem Weißen«, sagte er, als das Mädchen langsam und unwillig gegangen war. »Was ist das für eine Geschichte? Sie haben O'Sako peitschen lassen?«

Der junge Mann holte seine Pfeife aus der Tasche und zündete sie kaltblütig an. »Er hat M'Lino geschlagen«, antwortete er im Ton eines Menschen, der sich im vollen Recht weiß.

»Aus dieser Tatsache schließe ich, daß er der unglückliche Ehemann dieser anziehenden Negerlady ist, die Sie eben unterhielten, als ich ankam.«

»Werden Sie doch nicht brutal!« entgegnete der andere finsternen Blicks. »Ich weiß, sie ist 'ne Schwarze, aber meine Leute zu Hause werden sich schon an ihre Farbe gewöhnen.«

»Gehen Sie sofort an Bord meines Dampfers und betrachten Sie sich als Gefangener!« befahl Sanders ruhig.

Sanders brachte ihn hinunter zum Government, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Fall O'Sako zu untersuchen. Kein Wort wurde zwischen den beiden über M'Lino gewechselt, bevor sie an der Küste waren.

»Natürlich werde ich Sie nach Hause schicken«, erklärte Sanders.

»Das dachte ich mir«, sagte Pensen gleichgültig. Er hatte alle Selbstsicherheit auf der Fahrt flußabwärts verloren und war in der Tat ein sehr niedergeschlagener junger Mann geworden.

»Ich muß wahnsinnig gewesen sein«, gab er am Tage vor seiner Abreise zu. »Vom ersten Augenblick an habe ich sie geliebt. Gütiger Himmel, was für ein Esel bin ich!«

»Das sind Sie allerdings«, stimmte ihm Sanders bei und munterte ihn beim Abschied etwas auf.

»Ich will keine Stationsleiter mehr in Isisi haben«, schrieb Sanders bissig ans Government. »Ich finde meine Arbeit unterhaltsam genug ohne das Sondervergnügen, als Erzieher britischer Beamten wirken zu müssen.«

Sanders machte eine spezielle Reise nach Isisi, um alles wieder ins rechte Gleis zu bringen, und M'Lino kam

unaufgefordert zu ihm.

»Herr, ist er auch fort?« fragte sie.

»Wenn ich dich hier haben will, M'Lino, werde ich nach dir schicken.«

»Ich habe ihn liebgehabt«, sagte sie mit mehr Empfindung, als Sanders einer Schwarzen zugetraut hätte.

»Du verliebst dich sehr leicht.«

Sie nickte. »Manche Frauen können nicht anders. Wenn ich liebe, liebe ich mit einer schrecklichen Kraft. Wenn ich hasse, hasse ich für immer und immer. Dich, Herr, hasse ich.«

Es kam sehr natürlich heraus. »Wenn du ein Mann wärst, M'Lino«, sagte der Distriktsgouverneur erbittert, »ließe ich dich binden und peitschen.«

»Ffb!« machte das Mädchen verächtlich und verließ den ihr mit offenem Munde Nachstarrenden.

Um die Situation zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Sanders unumschränkter Herr dieses Gebiets war, Herr über Leben und Tod, und daß keiner es wagte, sein Wort auch nur in Frage zu stellen oder ihm nicht zu gehorchen. Wäre M'Lino, wie Sanders sagte, ein Mann gewesen, sie hätte für ihr Vergehen büßen müssen. Aber sie war ein Weib, ein wirklich begabtes Weib, und sich der Kräfte bewußt, die ihr innewohnten. Während der drei Tage, die Sanders noch in der Stadt war, sah er sie nicht mehr, auch sprach er nicht mit dem Häuptling über sie, ein sehr auffälliger Umstand.

Er hatte gehört, daß sie O'Sakos Lieblingsweib geworden war, daß sie viele Liebhaber hatte und daß sie ihren Mann verachtete. Aber Sanders gab nichts darum, Neuigkeiten über sie zu erfahren. Einmal sah er sie auf sich zukommen und machte einen Umweg, um ihr nicht zu begegnen. Es war unglaublich schwächlich von ihm, er wußte das wohl; aber er hatte keine Macht, dem Zwang zu widerstehen, diesem Zwang, der über ihn

kam, sobald er sie sah, von der er soweit als möglich entfernt zu sein wünschte.

Nach dem Besuch dieses Ortes fuhr Sanders in langsamer Fahrt stromabwärts; er selbst stand am Steuer, wobei seine Augen den heimtückischen Fluß nach Untiefen absuchten.

Sein Gehirn war mit dem Rätsel M'Lino beschäftigt, als plötzlich vom Busch her, der den Isisifluß umsäumt, ein Knall ertönte und eiserne Topfscherben durch die Luft flogen. Einer davon traf die Kajüte und zersplitterte eine Türfüllung. Etliche der Scherben fielen ins Wasser; einer verfehlte den Kopf des Sergeanten Abiboo und riß ihm den Fez vom Schädel.

Sanders ließ die Maschine rückwärtsgelaufen, neugierig, zu erfahren, was den Mordsüchtigen veranlaßt hatte, seine Donnerbüchse auf ihn abzufeuern. Abiboo, nunmehr fezlos, patschte zum Bug und nahm den Mantel von der kleinen glänzenden Revolverkanone. Dann sprangen Soldaten ins Wasser und wateten an Land, mit einer Hand die Büchsen über den Kopf haltend, mit der anderen ihre Patronen. Sanders stand an der Reling, ein Lee-Enfield-Jagdgewehr im Arm.

Wer immer den Schuß abgefeuert hatte, er hatte die Mordstelle gut gewählt. Das Dickicht war sehr dicht; der Zugang zum Ufer ging durch grobes Gras, das im Sumpf wuchs. Üppige Vegetation und ein Gewirr von Schlingpflanzen bildeten ein Hindernis, das für einen Weißen undurchdringlich gewesen wäre.

Aber die Haussasoldaten fanden den Weg. Sie fanden den Mann mit der rauchenden Gewehrmündung. Er erwartete ruhig ihr Kommen.

Es war ein Mann vom Stamm der Isisi, eines Volkes von Philosophen; er übergab seine Waffe ohne jede Verlegenheit.

Als sie mit ihm die Sandbank hinunterschritten, sagte er zu Abiboo: »Das sieht wie Tod aus!«

»Tod und die Hölle hinterher!« antwortete Abiboo, der den

Verlust seines Fezes, der ihm im französischen Gebiet fünf Franc gekostet hatte, nicht verschmerzen konnte.

Sanders stellte sein Gewehr weg, als er den Gefangenen sah. Er hielt eine jeder Förmlichkeit entbehrende Gerichtsverhandlung in der zersplitterten Kajüte ab.

»Hast du auf mich geschossen?«

»Das habe ich, Herr.«

»Warum?«

»Weil du ein Teufel bist und bösen Zauber machst.«

»In welcher besonderen Abteilung des Teufels bin ich denn tätig gewesen?« fragte Sanders.

Der Gefangene starrte ihn an. »Herr, es ist nicht meine Sache, diese Dinge zu verstehen. Es wurde mir gesagt ›Töte‹, und - ich töte.«

Sanders verschwendete keine Zeit mehr mit vergeblichen Fragen. Der Mann wurde in Eisen gelegt, die Nase des Dampfers stromabwärts gerichtet, und der Distriktsgouverneur nahm seinen Ausguck an Deck wieder auf.

Auf halbem Wege zwischen B'Fani und Lakaloli kam er zu einer Haltestelle. Dort gab es abgestorbene Baumstämme für die Feuerung der Maschine, und Sanders befahl seinen Leuten, den Vorrat damit aufzufüllen.

Sanders war ärgerlich; nicht weil der Mann versucht hatte, ihm das Leben zu nehmen, auch nicht deshalb, weil seine schmucke kleine Kabine ein Haufen Splitter und Glasscherben war, wo der Schuß getroffen hatte, sondern weil er dort Unruhen witterte, wo er alles in Frieden und Eintracht glaubte.

Ihm unterstanden etwa sechzehn verschiedene und unter sich getrennte Stämme, die jeder für sich, abgeschieden vom anderen, durch Sitte und Sprache voneinander getrennt waren. Sie unterschieden sich voneinander, nicht wie der Franzose vom Italiener, sondern wie der Slawe vom Türken verschieden ist.

In der guten alten Zeit, ehe die Engländer kamen, gab es viele Fehden, Stamm gegen Stamm, Volk wider Volk. Da gab es Schlachten, Raubzüge, Mord und Kreuzigungen in Massen. Aber der Brite änderte das alles, es wurde Frieden im Lande.

Sanders wählte sorgfältig eine lange, dünne Zigarre aus seiner Kiste, biß die Spitze ab und setzte sie in Brand.

Der Gefangene saß auf dem Stahldeck der »Zaire«, nahe beim Mannschaftsraum. Er war mit einem Fuß an den Holzstapel gefesselt und schien nicht im geringsten niedergeschlagen zu sein, als

Sanders sich auf einem Feldstuhl in seiner Nähe niederließ und mit seinem Verhör begann. »Wie heißt du, Mann?«

»Bofabi aus Isisi.«

»Wer befahl dir, mich zu töten?«

»Herr, ich hab's vergessen.«

»Mann oder Weib?«

»Eins von beiden mag es gewesen sein.«

Mehr konnte Sanders nicht aus ihm herausbekommen, und das darauf folgende Verhör in Isisi führte ebenfalls zu nichts, denn als der Mann M'Lino gegenübergestellt wurde, sagte der Gefangene, er kenne sie nicht.

Sanders kehrte in etwas aufgeregtem Gemütszustand an seinen Amtssitz zurück. Bofabi, der Isismann, wurde zu drei Monaten Zwangsarbeit in die Strafkolonie unten an der Flussmündung geschickt.

So standen die Dinge während dreier Monate, und alles, was Sanders über das Mädchen erfuhr, war, daß sie einen neuen Liebhaber hatte, einen Mann namens Tebeki, einen Häuptling der Akasava.

Drei Monate voll Frieden und Eintracht waren vergangen, dann nahm Tebeki, der seines Nachbars Weib begehrte, dreihundert Krieger mit sich ins Isisiland, verbrannte die

Ortschaft, wo M'Lino wohnte, kreuzigte ihren Mann und nahm sie mit sich.

Zur Feier dieses Ereignisses gab Tebeki ein großes Fest mit Trinkgelage und Tanz. Fünf Tage lang wurden große und schamlose Orgien gefeiert, und der Waldstreifen, der den Fluß zwischen Isisi und dem Unterlauf umsäumt, verwandelte sich in ein kleines Inferno.

Am Ende dieser fünf Tage setzte sich Tebeki nieder, um seine Lage zu betrachten. Er war gerade im Begriff, eine Rechtfertigung für sein Verbrechen zu erfinden, als Sanders erschien. Aber noch größeres Unheil kündeten das Maximgeschütz und die zehn Haussasoldaten, die den kleinen Mann mit dem braungebrannten Gesicht begleiteten.

Sanders ging zu Tebekis Hütte und rief ihn heraus. Und Tebeki, mit vom Trunk verquollenen Augen und zitternd, trat blinzelnd in die glühende Sonne.

»Tebeki«, fragte Sanders, »was wurde aus O'Sako und seinem Dorf?«

»Herr«, erwiderte Tebeki zögernd, »er hat Schande über mich gebracht.«

»Spar deine Lügen!« sagte Sanders eisig und gab seinen Soldaten ein Zeichen.

Dann sah er sich nach einem passenden Baum um. Ein großer Kopal-Gummibaum stand hinter der Hütte.

»In einer halben Stunde hänge ich dich«, sagte Sanders, nach seiner Uhr sehend.

Tebeki antwortete nicht; nur seine bloßen Füße gruben sich nervös in den Staub.

Aus der Hütte kam ein großes Mädchen, das die Gruppe mit neugierigem Blick überflog. Dann trat sie vor und legte ihre Hand auf Tebekis Schulter.

»Was willst du mit meinem Mann anfangen? Ich bin M'Lino,

O'Sakos Weib..«

Sanders war nicht erschrocken, er zeigte seine Zähne in erbarmungslosem Grinsen und sah sie an.

»Du wirst schon einen anderen Mann finden, M'Lino, so schnell, wie du diesen gefunden hast.« Damit drehte er sich um und gab Anweisung für die Hinrichtung, aber das Weib folgte ihm und legte unerschrocken ihre Hand auf seinen Arm.

»Herr«, sagte sie, »wenn irgend jemand geschädigt war durch O'Sakos Tod, war das nicht ich? Sein Weib? - Dennoch sage ich, gib Tebeki frei, denn ich liebe ihn.«

»Geh zum Teufel!« lud Sanders sie höflich ein. »Ich bin deiner wie deiner Liebhaber überdrüssig.«

Er hing Tebeki auf, rasch, nach allen Regeln der Kunst, und der Mann starb sofort, denn Sanders war äußerst gründlich in diesem Geschäft. Dann marschierten er und seine Haussas ab, und der Totengesang des Weibes klang schwächer und schwächer, je tiefer sie in den Urwald kamen.

Sanders lagerte in dieser Nacht auf einem bewaldeten Hügel, von dem aus man die Stromschnellen an der Krümmung des Flusses überblicken konnte. Am Morgen kam seine Ordronnanz, um ihm zu sagen, das Weib O'Sakos wolle ihn sprechen.

Sanders wünschte sie zu allen Teufeln, ließ sie aber doch kommen.

Sie eröffnete ihre Mission ohne viel Vorrede.

»Da ich meinem Mann O'Sako und meinem Liebhaber Tebeki den Tod gebracht habe, hat mein Stamm mich ausgestoßen. Alle sind gegen mich, und wenn ich in diesem Land bleibe, ist's mein Tod.«

»Nun, und...?«

»Deshalb will ich mit dir gehen, bis ich den Sangarfluß erreiche, der in den Kongo mündet. Ich habe einen Bruder dort.«

»Das mag alles sein«, meinte Sanders kühl. »Auf der anderen

Seite weiß ich auch, daß dein Herz voll Haß ist, weil ich dir zwei Männer genommen und einen dritten gehängt habe. Trotzdem magst du bis zum Sangar mit uns gehen, aber du darfst weder das Essen meiner Leute berühren noch mit ihnen sprechen.«

Sie nickte und ging. Sanders gab Anweisungen, wie sie behandelt werden sollte.

Um Mitternacht kam Abiboo, der Sergeant der Truppe und außerdem Sanders' Diener, zu diesem ins Zelt. Der Distriktsgouverneur sprang aus dem Bett und griff nach seinem Jagdgewehr.

»Leoparden?« fragte er kurz.

»Herr«, antwortete Abiboo, »dieses Weib, diese M'Lino, ist eine Hexe.«

»Sergeant!« rief Sanders wütend. »Wenn du mich noch einmal mitten in der Nacht mit solchem Geschwätz aufweckst, schlag' ich dir deinen verdammten Schädel entzwei.«

»Mag das sein, wie's will, Herr«, sagte der Sergeant blöde. »Sie ist eine Hexe, denn sie hat zu meinen Leuten gesprochen und viele wunderbare Dinge vollbracht; so hat sie sie ihre Kinder sehen gemacht und ihnen Gegenden gezeigt, die weit von ihnen liegen.«

»Habe ich ein Gefolge von Säuglingen?« fragte Sanders verzweifelt. »Ich wünschte«, fuhr er mit verhaltener Wut fort, »ich hätte Kruleute oder Buschleute mitgenommen« - der Sergeant fuhr zusammen - »oder das verrückte Volk vom Isisifluß, anstatt eine halbe Kompanie von des Königs Haussas.«

Der Sergeant schluckte die Beleidigung hinunter und sagte nichts.

»Bring mir das Weib her!« befahl Sanders. Er schlüpfte in seine Kleider und zündete die Zeltlaterne an. Nach einer Weile hörte er das Patschen nackter Füße; das Mädchen kam und

betrachtete ihn ruhig.

»M'Lino!« redete er sie an. »Ich habe dir doch gesagt, daß du nicht mit meinen Leuten sprechen sollst.«

»Herr«, gab sie zurück, »die haben zuerst mit mir gesprochen.«

»Ist das wahr?«

Der Sergeant am Zelteingang nickte. »Tembeli, der Sohn Sekambanos, sprach zuerst mit ihr und die anderen nach ihm.«

»Buschmänner, beim Himmel!« schäumte Sanders. »Du wirst Tembeli, den Sohn Sekambanos, an einen Baum binden und ihm zwanzig Hiebe geben.«

Der Sergeant salutierte, zog ein protzig aussehendes kleines Notizbuch mit Goldbeschlägen und goldenen Ecken hervor und machte sich umständlich Notizen.

»Und was dich anbelangt«, wandte sich Sanders an das Weib, »du läßt gefälligst deine verdammte Busch-Hypnotisiererei beiseite, oder ich behandle dich ebenso.«

»Ja, Herr«, antwortete sie demütig und ging.

Zwei Haussas fesselten Tembeli an einen Baum, und der Sergeant gab ihm einundzwanzig mit einer elastischen Flußpferdpeitsche. Der eine überzählige Schlag war des Sergeanten Gebühr.

Am Morgen meldete der Sergeant, Tembeli sei in der Nacht gestorben.

Sanders regte sich fürchterlich auf. »Es sind nicht die Hiebe!« rief er aus. »Tembeli hat die Peitsche doch schon früher erhalten.«

»Es ist das Frauenzimmer!« bemerkte der Sergeant. »Sie ist eine Hexe! Ich habe es vorausgesehen, als sie sich uns anschloß.«

Man begrub Tembeli, den Sohn des Sekambano, und Sanders schrieb drei Berichte über die näheren Umstände des Todes,

aber schließlich zerriß er sie alle drei.

Dann marschierte er weiter.

In dieser Nacht hielt die Kolonne in der Nähe eines Dorfes. Sanders schickte das Weib mit einer Bedeckung zum Häuptling, mit dem Befehl, sie sicher zum Sangarfluß zu bringen. Nach einer halben Stunde kam sie mit der Begleitmannschaft wieder, und Abiboo erklärte: »Der Häuptling will nichts mit ihr zu tun haben; er hat Furcht.«

»Furcht?« sprudelte Sanders wütend heraus. »Wovor fürchtet er sich?«

»Vor ihren Teufeleien«, erklärte der Sergeant. »Die Lokoli, die Sprechtrömmel, hat ihm die Geschichte von Tebeki erzählt, deshalb will er sie nicht um sich haben.«

Sanders fluchte fünf Minuten lang fürchterlich, dann suchte er den Häuptling des Dorfes auf. Die Unterhaltung war kurz und sachlich. Sanders kannte diesen Eingeborenen sehr gut und wußte, mit wem er es zu tun hatte.

»Häuptling«, sagte er am Schluß des Palavers, »mir bleiben nur zwei Möglichkeiten; die eine ist, dich für deinen Ungehorsam zu bestrafen, die andere, meinen Weg weiter zu verfolgen.«

»Herr«, antwortete der andere ernst, »und wenn du mein Dorf in Brand steckst, ich behalte M'Lino nicht bei mir.«

»Das sehe ich, und deshalb muß ich sie wohl weiter mitnehmen.«

Bei Tagesanbruch zog er weiter, das Weib dem Zuge immer etwas voraus und unter seiner Beobachtung. Als sie mittags zum Essen kurze Rast machten, kam einer der Polizeisoldaten zu ihm und behauptete, an einem Baum im Busch hinge ein Gehängter.

Sanders ging sofort mit dem Mann zu dem angeblichen Richtplatz, denn er war verantwortlich für den Frieden seines Landes. »Wo?« fragte er, und der Mann deutete auf einen

schlanken Gummibaum, der einzeln in einer Lichtung stand.

»Wo?« fragte Sanders von neuem, denn er sah keine Spur eines solchen Dramas.

Noch immer zeigte der Mann auf den Baum. Sanders runzelte die Stirn.

»Geh hin und berühre den Fuß des Gehängten!« befahl der Distriktsgouverneur.

Nach einigem Zögern ging der Soldat langsam auf den Baum zu und streckte die Hand aus. Aber soviel Sanders sehen konnte, streckte der Soldat die Hand in die leere Luft.

»Du bist wahnsinnig«, rief Sanders und pfiff dem Sergeanten.

»Was siehst du da?« fragte er diesen, und der Sergeant antwortete sofort:

»Hinter dem Gehängten...«

»Da ist kein Gehängter!« sagte Sanders kühl - er begann einzusehen, daß man seine ruhige Überlegenheit behalten müsse. »Nichts ist da als ein Baum und sein Schatten.«

Der Soldat machte ein betroffenes Gesicht. »Herr, da hängt doch ein Mann«, beharrte er.

»Du hast recht«, sagte Sanders ruhig. »Wir müssen das untersuchen«, und er winkte den Beteiligten, zum Lager zurückzukehren.

Auf dem Wege dorthin fragte er nachlässig, ob der Sergeant mit M'Lino gesprochen habe.

»Ich habe sie gesehen, aber sie sprach nicht, außer mit ihren Augen.«

Sanders nickte. »Nun erzähle mir, wo habt ihr denn den Tembeli begraben?«

»Herr, wir haben ihn nach unserer Sitte auf der Erde, am Fuß eines Baumes zurückgelassen.«

Sanders nickte verständnisvoll; die Sitte der Haussas war das

jedenfalls nicht.

»Wir wollen auf unseren Spuren bis zu dem Lagerplatz zurückgehen, wo das Weib zu uns stieß«, befahl Sanders.

Sie marschierten bis Sonnenuntergang, und während zwei Mann sein kleines Zelt aufschlugen, schlenderte Sanders um das kleine Lager. Die Männer saßen um ihre Kochtöpfe herum, aber M'Lino saß etwas entfernt von ihnen, die Ellbogen auf den Knien und das Gesicht in die Hände vergraben.

»M'Lino«, redete er sie an, indem er plötzlich vor ihr haltmachte. »Wieviel Männer hast du getötet?«

Sie sah ihn lange und starr an. Er erwiderte ihren Blick; schließlich ließ sie die Augen sinken. »Viele Männer«, antwortete sie.

»Das denke ich auch«, gab Sanders zurück.

Er aß seine Mahlzeit, als Abiboo langsam auf ihn zukam. »Herr, der Mann ist gestorben«, berichtete er.

Sanders sah ihn fest an. »Welcher Mann?«

»Der Mann, den du selbst gepeitscht hast.«

Nun hatte der Distriktsgouverneur weder einen Mann gepeitscht noch eine solche Strafe angeordnet, aber er erwiderte in rauhem Ton: »Ich will ihn sehen.«

Am Rande des Lagers stand eine kleine Gruppe um eine am Boden liegende Person. Die Soldaten machten mit finsternen Blicken Platz, als Sanders näher kam; er konnte sie murren hören.

Sanders bemerkte nicht, wie M'Lino den Soldaten Ahmid seltsam ansah, wie dieser sein Gewehr ergriff und sich ins Gebüsch schlich.

Der Distriktsgouverneur beugte sich über den Mann, der da lag, fühlte nach dessen Herz, konnte aber keinen Pulsschlag wahrnehmen.

»Gib mir eine Medizinkiste!« befahl er, aber keiner

gehorchte.

»Sergeant«, wiederholte er, »hol meine Medizinkiste!«

Abiboo salutierte langsam und ging mit allen Zeichen des Widerstrebens.

Er kam mit dem Kästchen zurück; Sanders öffnete es, nahm die Salmiakflasche heraus und hielt sie unter des Mannes Nase. Der Mann gab kein Zeichen von sich.

»Das wollen wir doch sehen!« war alles, was Sanders bemerkte, als der Versuch fehlschlug. Danach nahm er eine Pravacsche Spritze, füllte sie mit Strychnin und spritzte die Flüssigkeit ohne viel Umstände in des Mannes Rücken. Innerhalb einer Minute setzte sich der Leichnam mit einem plötzlichen Ruck aufrecht.

»Ha!« sagte Sanders befriedigt, »augenscheinlich bin ich ein großer Zauberer!« Er stand auf, bürstete sich die Knie ab und winkte dem Sergeanten. »Nimm vier Mann und geh dorthin, wo ihr den Tembeli zurückgelassen habt. Wenn ihn die Leoparden nicht weggeholt haben, werdet ihr ihn auf dem Wege treffen, denn um diese Zeit wird er wohl aufgewacht sein.«

Er sah die Leute abmarschieren und wandte sich an M'Lino. »Meine Liebe, es ist mir klar, daß du eine Hexe bist, obwohl ich deinesgleichen schon früher getroffen habe« - Sanders' Gesicht war sehr bleich -, »ich kann dich nicht peitschen, denn du bist ein Weib, aber töten kann ich dich.«

Sie lachte. Seine und ihre Augen trafen sich im Kampf um die Herrschaft, und so hafteten ihre Blicke aneinander für einen Zeitraum, der Sanders tausend Jahre zu sein schien, der aber aller Wahrscheinlichkeit nach weniger als eine Minute dauerte.

»Es wäre besser, du brächtest dich selber um!« antwortete sie.

»Das denke ich auch«, murmelte Sanders dumpf und tastete nach seinem Revolver; er hatte ihn halb herausgezogen, den Daumen am Drücker, als ein Gewehrschuß vom Busch her

knallte und das Weib wortlos im Feuer zusammenbrach.

Ahmid, der Polizeisoldat, war von jeher ein schlechter Schütze gewesen.

»Ich glaube«, sagte Sanders später zu diesem, »du hast mich erschießen wollen; aber da du unter dem Bann M'Linos standest, will ich keinen Bericht gegen dich aufsetzen.«

»Herr«, antwortete der Soldat offenherzig, »ich weiß nichts von alledem.«

»Das will ich dir gerne glauben«, sagte Sanders und gab Befehl zum Abmarsch.

Der Zauberdoktor

Nichts überraschte Sanders mehr als die Unwissenheit des niemals »draußen« gewesenen Durchschnittsengländers in allen Fragen, die die afrikanischen Völker betrafen. Sonderbare Dinge gingen in dem »Schwarzen Fleck«, wie die Beamten an der Küste den Sanders unterstellten Bezirk nannten, vor sich; an Wunder grenzende Dinge, geheimnisvolle Dinge. Sanders war davon niemals überrascht. Er hatte es mit einem Volk zu tun, das an Geister und an den Gottseibeius in Gestalt glaubte; und Sanders fühlte mit ihnen, denn er sah ein, daß es nicht angeht, alles Böse nur menschlichem Wirken zuzuschreiben.

Sanders war ein unruhiger Geist - wenigstens hielten ihn seine Untertanen dafür - und ein klein wenig verrückt - auch das war die Meinung der Eingeborenen. Das schlimmste von allem aber war: In seinem Wahnsinn lag keine Methode.

Bei anderen Distriktsgouverneuren konnte man sicher sein, daß sie nach der großen Regenzeit kamen. Sie pflegten ihre Ankunft vorher anzukündigen; das hatte doch seine Art. Darin waren sich die Isisi, die Ochori, die N'Gombi, die doch sonst untereinander in Streit lagen, einig. Wenn man zeitig genug von der bevorstehenden Ankunft des Distriktsgouverneurs Wind bekam, war es möglich, die häßlichen Beweise einer Übeltat zu beseitigen, alles sauberzumachen und vom Schlamm des Bösen zu reinigen.

Es war schlimm, verkatert, mit all den Anzeichen einer wüst durchtobten Nacht an sich, die wider einen zeugten, aus seiner Hütte zu treten und sich den kalten, forschenden Augen des kleinen Mannes, der in tadellosem Weiß vor einem stand, gegenüberzusehen. Die Gerte, die er gewöhnlich in der Hand trug, schwippte dabei ab und zu an seine Beine, als ob sie auch ein Wort mitzureden hätte. Und da waren immer vier Polizeihaussas, in blaue und rote Uniformen gekleidet, hinter

ihm, unbeweglich, aber wachsam und winkbereit.

Einmal kam Sanders in ein N'Gombidorf, als er nach menschlichem Ermessen in seinem bequemen Bungalow dreihundert englische Meilen flußabwärts hätte sein müssen.

Sanders schlenderte durch die Dorf Straße, gerade als die Sonne über die Wipfel der Bäume schielte und lange Schatten vor dem zitronengelben Licht längs des Erdbodens liefen.

Das Dorf lag still und verlassen. Das war ein böses Zeichen. Es redete von nächtlichen Orgien. Sanders ging weiter, bis er zu dem großen Viereck kam, in dessen Nähe das Palaverhaus stand. Dort schwelten noch die verkohlten Überbleibsel eines erloschenen Feuers.

Sanders bemerkte etwas, das ihn veranlaßte, in der Asche herumzustochern.

»Pah!« entfuhr es ihm; er schnitt ein Gesicht.

Er schickte nach seinem Dampfer, um alle Polizeisoldaten zu holen, die er mit sich hatte. Dann ging er in des Häuptlings Hütte und trat diesen, bis er erwachte.

Der Häuptling kam heraus, blinzelnd und fröstelnd, obwohl der Morgen warm war.

»Telemi, Sohn des O'ari, sage mir, weshalb ich dich nicht hängen soll, du Biest von einem Menschenfresser!«

»Herr«, entgegnete der Häuptling, »wir aßen diesen Mann, weil er unser Feind war, weil er nachts ins Dorf einbrach und unsere Ziegen und Hunde stahl. Außerdem haben wir nicht gewußt, daß du in der Nähe warst.«

»Das glaube ich schon«, meinte Sanders.

Die Sprechtrömmel rief die Dörfer aus dem Schlaf, und vor einer schweigenden Zuschauerschaft wurde der Häuptling des N'Gombidorfes nach allen Regeln der Kunst geknuted. Dann rief Sanders die Ältesten zusammen und sagte ihnen einige Worte des Trostes und der Ermunterung.

»Nur Hyänen und Krokodile und gewisse Fische fressen ihresgleichen auf!« - Ein allgemeiner Schauer überlief die Versammlung, denn mit einem Fisch verglichen zu werden ist für die N'Gombi eine tödliche Beleidigung. - »Ich hasse Menschenfresser, und des Königs Regierung haßt sie auch! Wenn mir noch einmal zu Ohren kommt, daß ihr Menschen freßt - und ich habe viele Spione -, gleichgültig ob Feind oder Freund, werde ich schnell hier sein und euch bis aufs Blut peitschen lassen. Und wenn es dann noch einmal passieren sollte, dann werde ich einen Strick und Block mit mir bringen; ich werden einen Baum finden, und da werden zerstörte Hütten im Lande sein.«

Bei der Drohung der zerstörten Hütten erschauerten die N'Gombis von neuem, denn es war ihre Stammessitte, die Hütte eines Toten niederzureißen, um dessen Seele aus der Hütte ins Freie zu lassen.

Sanders führte den Häuptling in Eisen mit sich, und am Ende kam der Gefangene in eine kleine Hafenkolonie an der Küste, wo er fünf Jahre Zwangsarbeit in Gesellschaft anderer unbotmäßiger Häuptlinge leistete.

In den Bezirken, die am Oberlauf des Flusses lagen, nannte man Sanders mit dem langen und klangvollen Namen »Der Mann, der ein treuloses Weib hat«; ein kleiner Scherz Bosambos und sehr zutreffend, denn Sanders war mit seinen Untertanen verheiratet.

In Nord und Süd und Ost und West streifte er umher. Er marschierte Tag und Nacht, manchmal sauste sein kleiner Dampfer flußaufwärts und wurde von den Bösewichten in den kleinen Fischerdörfern verfolgt, bis er außer Sicht war.

»Geht!« befahl Sarala, ein kleiner Häuptling der Akasava, zweien seiner jungen Leute. »Fahrt drei Stunden in eurem Kanu stromaufwärts und beobachtet den Fluß wegen Sandis Rückkehr. Beim ersten Zeichen des Dampfers, den ihr vom

Hügel an der Flußkrümmung sehen müßt, kommt zurück und warnt mich, denn ich möchte einer gewissen Sitte meiner Väter folgen, an der Sandi keine Freude hat.«

In dieser Nacht brachte der Sohn des Häuptlings beim Schein des Feuers und bei Tanz und Trommelschlag seinen kaum zehn Stunden alten Erstgeborenen und legte ihn zu seines Vaters Füßen. Das Kind schrie kläglich, als ob es sein Schicksal ahnte.

»Leute!« rief der kleine Häuptling. »Es geht eine Sage, so alt wie die Zeit, daß dem Erstgeborenen eine besondere Kraft innewohnt, und wenn wir ihn verschiedenen Göttern und Dämonen opfern, wird uns Glück in allem, was wir tun, beschert sein!«

Er sagte seinem Sohn ein Wort; dieser nahm einen Speer mit breitem Blatt und grub ein kleines Grab. Darein wurde das lebende Kind gelegt. Die Weinen Füße stießen gegen die lose Erde.

»O Gott und Teufel«, betete der Alte, »wir vergießen kein Blut, damit dieses Kind unbefleckt zu euch komme.«

Der Sohn stieß einen Haufen loser Erde mit dem Fuß so, daß sie die Beinchen des Säuglings bedeckte.

In diesem Augenblick trat Sanders in den Lichtkreis des Feuers, und der Häuptlingssohn fuhr zurück.

Sanders rauchte eine dünne Zigarre; er rauchte eine volle Minute, ohne ein Wort zu sagen, und eine Minute ist eine lange Zeit. Dann trat er an das Grab, bückte sich und hob das Kind unbeholfen heraus, denn er war mehr gewohnt, Männer zu behandeln, als Säuglinge; er schüttelte das Kind, um es von der Erde zu befreien, dann übergab er es einem Weibe.

»Bring das Kind zu seiner Mutter und sage ihr, sie soll es mir morgen wieder lebendig zuschicken, sonst wird sie sich nach einem anderen Mann umsehen.«

Dann wandte er sich an den alten Häuptling und seinen Sohn.

»Alter Mann, wieviel Jahre hast du noch zu leben?«

»Herr«, erwiderte der Alte, »das steht bei dir.«

Sanders kratzte sich nachdenklich am Kinn, der Alte beobachtete ihn, Furcht im Blick.

»Du wirst zu Bosambo, dem Ochorihäuptling, gehen und wirst ihm sagen, ich sende dich zu ihm. Dort magst du seinen Garten pflegen und Wasser tragen, bis du stirbst.«

»Das wird bald sein, ich bin so alt.«

»Wenn du jünger wärst, würde es noch früher sein. Was deinen Sohn anbetrifft, so wollen wir den Morgen abwarten.«

Die Haussas brachten den jungen Mann ins Lager, das Sanders am Fluß aufgeschlagen hatte. Sein Dampfer war nur deshalb vorbeigefahren, um den verdächtigten Häuptling zu täuschen. Am Morgen, als die Nachricht kam, daß der Säugling tot sei - Sanders nahm sich nicht die Mühe, festzustellen, ob durch Schreck, Verletzung oder Erkältung'-, wurde der Häuptlingssohn gehängt.

Ich erzähle diese Geschichten von Sanders, damit man den Charakter des Mannes ganz erfaßt. Wenn er schnell zu handeln pflegte, so war das hier durchaus nötig. Denn für ihre Missetaten hatten diese Menschen kein Gedächtnis, das Gestern mit seinen Fehlritten, Irrtümern und Lehren lag für sie schon weit zurück. Und ein Mann rächt eine Bestrafung, wenn er sie für ein Verbrechen erhält, das er längst vergessen hat, und sie deshalb als ungerecht empfindet.

Es ist da leicht möglich, einen bösen Fehler zu begehen, aber Sanders beging niemals einen solchen, obwohl er einmal sehr nahe daran war.

Als eines Tages der hervorragende Gelehrte Professor Sir George Carsley unerwartet am Sitz des Governments erschien, um im Auftrag der britischen Regierung Tropenkrankheiten an der Quelle zu studieren, erklärte Sanders ihm seine Ansichten

über die Eingeborenen.

Sir George war ein alter Mann mit einem außergewöhnlich bleichen Gesicht und einem schneeweissen Bart. Er war ein schweigsamer Mann, der bereits einige Erfahrungen an der Küste gesammelt und mehrere Jahre in der Einsamkeit eines zentralafrikanischen Bezirks zugebracht hatte, wo er die Gewohnheiten der Malaria-Mücke erforscht hatte.

Sanders selbst war niemals ein großer Unterhaltungsmensch, und die drei Tage, die der Professor mit ihm unter einem Dach wohnte, waren von tödlicher Langeweile für den Distriktsgouverneur.

Nur bei einem Thema wurde der Professor gesprächig. »Ich möchte gern den Zauberdoktor studieren«, sagte er plötzlich. »Keine Ernennung in der Welt könnte mir ein größeres Machtbewußtsein einflößen als die Ernennung zu dieser Würde durch die Eingeborenen.«

Sanders dachte, der Gelehrte scherze, aber der andere kam immer wieder auf dieses Thema zurück, ernst, würdevoll, aber hartnäckig, und um ihn zu unterhalten, erzählte ihm Sanders alle Geschichten, die er jemals über diese Zauberdoktoren und ihren Stand gehört hatte.

»Aber Sie erwarten doch nicht etwa, von diesen Leuten etwas zu lernen?« fragte Sanders halb im Scherz.

»Im Gegenteil«, antwortete der Professor ernst, »ich nehme es von vornherein für verbürgt an, daß ich wertvolle wissenschaftliche Entdeckungen durch den Umgang mit ihnen machen werde.«

Dann bist du ein alter, verrückter Esel, dachte Sanders bei sich.

Der Professor verließ Sanders am Abend des vierten Tages, und außer einem amtlichen Bericht, daß er sich an der Grenze niedergelassen habe, kamen während der nächsten sechs Monate keine Nachrichten von dem Gelehrten, bis eines Abends die

Botschaft anlangte, der blasse alte Mann sei beim Kentern eines Kanus ertrunken. Er hatte ganz allein unter Mitnahme eines wissenschaftlichen Apparates einen Ausflug unternommen. Seitdem wurde nichts wieder von ihm gehört, bis man sein Birkenrindenkanu kieloben im Fluß treibend entdeckte.

Keine Spur fand sich mehr von ihm, und später sammelte Sanders die Habseligkeiten des Toten und schickte sie nach England.

Bei dieser Tragödie zeigten sich zwei auffallende Tatsachen. Die erste war: Sanders fand nirgends den Nachweis von dem Ergebnis irgendeiner wissenschaftlichen Forschung in den Papieren oder im Tagebuch des Toten. Nichts als ein kleines Notizbuch fand sich vor. Der zweite Umstand war der, daß der Gelehrte alle Geschichten, die Sanders ihm über die Fetischdoktoren erzählt hatte, in diesem Notizbuch niedergeschrieben hatte.

Sanders erkannte eine der Geschichten wieder, die er damals unter dem Impuls des Augenblicks zur Unterhaltung des Professors selbst erfunden hatte.

Sechs mehr oder weniger friedliche Monate waren vergangen, da begann jene Reihe von Ereignissen, die die Sage vom Teufelsmenschen bildeten.

Am Kleinen Fluß begann es.

Dort lebte eine Isisfrau, die ihren Mann haßte, obwohl dieser sehr gut zu ihr war, ihr eine Hütte gebaut und ein älteres Weib als Dienerin gegeben hatte. Er gab ihr viele Geschenke, darunter einen Halsring aus Messing, der mehrere Pfund wog und sie zum meistbeneideten Weibe am Isisfluß machte. Aber ihr Haß gegen ihren Mann wurde darum nicht geringer, und eines Morgens kam sie aus ihrer Hütte, sah verstört und erschrocken aus und begann mit zitternder Stimme den Totengesang anzustimmen, während sie mechanisch kleine Hände voll Staub auf ihr Haupt streute.

Die Dörfler traten in ihre Hütte und fanden dort den Mann steif und starr, mit verzerrtem Gesicht und Höllenqualen im erloschenen Blick. Nach zwei Tagen begrub man den Toten in der Mitte des Flusses, und als das Kanu mit dem Leichnam bei der Flußkrümmung außer Sicht kam, trat das Weib ins Wasser, wusch den Staub von ihrem schmierigen Körper und streifte die grünen Blätter der Trauer von ihren Hüften.

Dann ging sie mit tänzelndem Schritt nach ihrer Hütte zurück, denn der Mann, den sie am meisten gehaßt hatte, war tot - und sie frei.

Vier Tage später kam Sanders.

»MFasa«, sagte er, während er an ihrer Hütte stand und an ihr herunter sah, wie sie mit erkünstelter Gleichgültigkeit ihren Mais zwischen den Steinen zerkleinerte, »man erzählt mir, dein Mann ist gestorben.«

»Herr, das ist wahr, er starb ganz plötzlich.«

»Zu plötzlich für meinen Geschmack«, sagte Sanders und verschwand im Innern ihrer Hütte. Nach einiger Zeit kam Sanders wieder heraus und sah sie an. In seinen Händen hielt er eine kleine Glaspiale, wie sie wohl unter Europäern allgemein bekannt sind, deren Vorhandensein in einem Eingeborenendorf aber zumindestens merkwürdig war.

»Ich habe hier einen Fetischzauber, MFasa, und mein Fetisch sagt mir, daß du deinen Mann vergiftet hast.«

»Dein Fetisch lügt.« Sie sah nicht auf.

»Wir wollen das nicht erörtern«, sagte Sanders vorsichtig, denn über seinen Verdacht hinaus hatte er keine Beweise. Er ließ sich sofort den Dorfhäuptling kommen. Eine kleine Pause entstand. Das Weib mahlte langsam ihr Korn weiter mit niedergeschlagenen Augen und ab und zu mit dem Handrücken den Schweiß von ihrer Stirn wischend, während Sanders, den Tropenhelm im Nacken, eine halbgerauchte Zigarre im Mund, die Hände tief in den Jackentaschen vergraben, ihr mit einem

ärgerlichen, finsternen Gesichtsausdruck zusah.

Nach einer Weile kam der Häuptling zögernd an. Er hatte sich beim Suchen nach einem scharlachroten Uniformrock verspätet, den er bei festlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte.

»Herr, du hast nach mir gesandt.«

Sanders wechselte seinen Gesichtsausdruck. »Ich hab' mir's überlegt, ich bedarf deiner nicht.«

Der Häuptling entfernte sich mit einem Dankgebet im Herzen, denn es waren gewisse verborgene Geschichten da oben am Fluß passiert, für die er Tadel erwartete.

»M'Fasa, du wirst an Bord meines Dampfers gehen«, befahl Sanders.

Die Frau stellte ihren Mörser hin, erhob sich und ging gehorsam an Bord. Sanders folgte ihr langsam; eine Menge Dinge gingen ihm durch den Kopf. Wenn er dieses Weib bei den Dorfältesten angab, würde sie zu Tode gesteinigt werden. Wenn er sie mit sich zum Government nahm und sie dort verhört würde, gab es keine Beweise, auf die hin ein Urteilsspruch erfolgen konnte. Er wußte keinen Platz, wohin er sie hätte bringen können. Und doch, wenn er sie hier zurückließ, war der Weg für weitere Übeltaten offen.

Sie erwartete ihn an Deck der »Zaire«; ein gerade gewachsenes Mädchen von 18 Jahren, furchtlos und trotzig. »M'Fasa, warum hast du deinen Mann getötet?«

»Herr, ich habe ihn nicht getötet, er starb an einer Krankheit«, sagte sie so störrisch wie zuvor.

Sanders schritt das schmale Deck auf und nieder, den Kopf auf die Brust gesenkt, denn dies war ein schwieriges Problem. Dann blickte er auf. »Du kannst gehen«, sagte er, und das Weib, etwas erstaunt, ging über die Laufplanke, die Boot und Land verband, und verschwand im Dickicht.

Drei Wochen später brachten seine Spione Nachrichten, daß

Leute am Oberen Fluß in rätselhafter Weise starben. Niemand wußte, warum sie starben. Mancher saß noch voller Leben bei seiner Abendmahlzeit, und am Morgen, wenn seine Leute ihn wecken wollten, war er hinüber, eines elenden Todes gestorben.

Das geschah in vielen Dörfern am Kleinen Fluß.

»Die Sache wird eintönig«, meinte Sanders zum Hauptmann der Schutztruppe. »Da droben geht eine Massenvergiftung vor sich, und ich werde hinaufgehen, um den Gentleman ausfindig zu machen, der die Dosis verabreicht.«

Der erste Fall, der nach Untersuchung verlangte, geschah in der Isisstadt. Ein Weib war gestorben, und Sanders hatte den Ehemann, einen berüchtigten Bösewicht, im Verdacht.

»Okali«, fragte er, gleich zur Sache kommend, »warum hast du dem Weib vergiftet?«

»Herr«, sagte der Mann, »sie starb an einer Krankheit. Am Abend war sie noch wohlauß, aber im Morgengrauen wälzte sie sich im Schlaf, rief ›ah‹ und ›oh‹ und starb gleich darauf.«

Sanders tat einen tiefen Atemzug. »Strick her!« befahl er, und als der Strick da war, kletterte Abiboo auf den untersten Ast eines Gummibaumes und befestigte Block und Flaschenzug, wie es sich gehörte.

»Okali«, redete Sanders den Mann an, »ich hänge dich jetzt auf, wegen Mordes, begangen an deinem Weib; denn ich bin ein vielbeschäftiger Mann und habe keine Zeit, lange Nachforschungen anzustellen. Und wenn du an ihrem Mord nicht schuldig bist, so hast du doch so viele verabscheugwürdige Taten auf dem Gewissen, daß ich gerechtfertigt bin, wenn ich dich hänge.«

Der Mann war grau vor Furcht, als sie ihm die Schlinge um den Nacken legten und seine Hände fesselten.

»Herr, sie war ein böses Weib und hatte viele Liebhaber«, stammelte er, »ich habe sie nicht töten wollen, aber der

Teufelsmann sagte, daß diese Medizin sie ihre Liebhaber vergessen mache.«

»Teufelsmann? Welcher Teufelsmann?« fragte Sanders hastig.

»Herr, hier lebt ein Teufel, der in dieser Gegend sehr verehrt wird. Er wandert im Urwald herum und gibt viele sonderbare Tränke.«

»Wo findet man ihn?«

»Herr, keiner weiß es. Er kommt und geht wie ein grauer Geist, und er hat einen Fetisch, der ist machtvoller als tausend gewöhnliche Teufel! Herr, ich habe meinem Weibe das gegeben, was er mir gab, und sie starb daran. Wie konnte ich wissen, daß sie sterben würde?«

»Cheg'li!« rief Sanders kurz den Leuten zu, die den Strick hielten, und »Cheg'li« bedeutet im Dialekt des Flusses »Zieht!«.

»Halt!«

Sanders befand sich in wechselhafter Stimmung und war etwas gereizt durch das Bewußtsein dieses Umstandes.

»Wie hast du die Medizin erhalten? War es ein Pulver, war es flüssig oder -?«

Des Mannes Mund war trocken, er konnte nur hilflos den Kopf schütteln.

»Laß ihn los!« befahl Sanders. Abiboo nahm dem Mann die Schlinge ab und löste seine Hände.

»Wenn du mich belogen hast, stirbst du bei Sonnenuntergang! Zunächst laß mich aber mehr von diesem Teufelsmann wissen, denn ich bin neugierig, seine Bekanntschaft zu machen.«

Er gab dem Mann zehn Minuten Zeit, sich von seinem Schrecken zu erholen; dann ließ er ihn kommen.

»Herr, ich weiß nichts von dem Teufelsmann, außer daß er der größte Zauberdoktor der Welt ist. Und nachts, wenn der Mond scheint und gewisse Sterne an ihrem Platz stehen, kommt

er wie ein Geist, und wir alle haben dann Angst. Dann gehen die von uns, die ihn brauchen, zu ihm in den Urwald, und er gibt uns, was wir von ihm fordern.«

»Worin trägt er denn die Medizin?«

»Herr, in einer Glasstange, wie die Weißen ihre Medizin zu tragen pflegen; ich will sie dir bringen.«

Er ging in seine Hütte zurück und kam wenige Minuten später mit dem Medizinfläschchen zurück, dem Gegenstück zu dem, das Sanders bereits hatte. Der Distriktsgouverneur öffnete es und roch daran. Ein sehr schwacher Duft von bitteren Mandeln machte sich bemerkbar. Sanders stieß einen Pfiff aus. Er erkannte den Nachgeruch von Zyankali, und das ist etwas, was ungelehrte Zauberdoktoren nicht kennen und noch viel weniger anzuwenden verstehen.

»Ich kann nur annehmen«, schrieb Sanders an den Gouverneur, »daß die Medizinkiste des verstorbenen Sir George Carsley durch bösen Zufall in den Besitz eines Eingeborenen-Doktors übergegangen ist. Sie werden sich entsinnen, daß der Professor die Kiste bei sich hatte, als er ertrank. Wahrscheinlich wurde sie ans Ufer gespült und aufgefunden... Inzwischen betreibe ich fleißig Nachforschungen nach der Identität des Teufelsmenschen, der so urplötzlich zu großem Ruf gelangt zu sein scheint.«

Schlaflose Nächte lagen vor Sanders; Nächte mit Gewaltmärschen kreuz und quer, mit schnellen Fahrten stromaufwärts, voll überraschenden Erscheinens in den Dörfern und einsamer Nachtwachen im Busch und an unbekannten Wassern. Aber er fand nie eine direkte Spur vom Teufelsmann, soviel Interessantes er auch über ihn hörte.

Das Wirkungsvollste unter dessen Zaubergerätschaften war ein Kästchen, »soo klein«, sagte einer, der es gesehen hatte. In diesem Kästchen wohne ein kleiner boshafter Dämon, der zwicke und kratze, aber ohne eine Spur zu hinterlassen; ein

böser Geist, der Nadeln in den menschlichen Körper stechen könne, ohne jemals Blut fließen zu machen.

»Ich geb's auf«, sagte Sanders verzweifelt und kehrte an seinen Wohnsitz zurück, nur um dort weiter zu grübeln.

Eines Abends, als er beim Essen saß, hörte er vom Fluß her fernen Trommelschlag. Es war nicht der regelmäßige Wirbel des Lokoli, der Sprechtrommel, sondern eine Reihe kurzer Schläge. Der Distriktsgouverneur trat leise an die Tür und horchte.

Er hatte sich vom Government die Signalabteilung der Haussasoldaten kommen lassen und diese in Zwischenräumen am Flußufer postiert. In einer stillen Nacht hört man den Trommelschlag auf große Entfernung; aber das Rasseln von Eisenholzschlegeln auf einem hohlen Baumstumpf hört man am weitesten.

»Klok - klok, klockitty - klock!«

Es klang wie das ferne Quaken des Ochsenfrosches, aber Sanders las sich die Buchstaben zusammen.

»Teufelsmann opfert morgen nacht im Wald der Träume.«

Gerade als er die Botschaft auf dem Ärmel seiner weißen Jacke niederschrieb, kam Abiboo den Weg heraufgelaufen.

»Wir sind fertig, Herr!« rief der Mann.

Sanders griff nach dem Revolver, der an der Wand hing, und warf seinen Mantel über den Arm, denn seine sonstige Reiseausrüstung befand sich bereits seit drei Tagen an Bord der »Zaire«.

Der scharfe Bug des Dampfers schwenkte nach der Mitte des Stromes zu, und zehn Minuten nach dem Trommelsignal stürmte das Boot in voller Fahrt gegen das Gefalle des Stromes an.

Die ganze Nacht dauerte die Fahrt, oft von einem Ufer zum andern lavierend, um die Untiefen zu vermeiden. Bei Tagesanbruch hatte man einen Platz erreicht, wo Holz zum Feuern des Kessels geladen wurde. Die Mannschaft türmte in

fieberhafter Hast Holzstoß auf Holzstoß an Deck auf, so daß die »Zaire« bald wie ein Holzschlepper aussah.

Dann fuhr das Schiff wieder bis und hielt nur, um von den Spähern, die flussauf- und abwärts stationiert waren, Nachrichten über das kommende Opferfest entgegenzunehmen.

Sanders erreichte den Rand des Traumwalds um Mitternacht und machte den Dampfer fest. Er hatte zehn Haussas bei sich, und an ihrer Spitze trat er an Land und in das Dunkel des Urwalds ein. Einer der Soldaten ging voran, um den Pfad zu finden und die Führung zu übernehmen, und im Gänsemarsch trat die Gruppe ihren zweistündigen Marsch an. Einmal stießen sie auf zwei kämpfende Leoparden, einmal stolperten sie über einen mitten im Weg schlafenden Büffel, dann stöberten sie unbekannte Tiere auf, die sich in den Busch trollten, als sie an ihnen vorbeikamen, und die hinter ihnen herschnüffelten, bis Sanders ihnen den weißen Strahl seiner elektrischen Lampe entgegenschickte. Schließlich gelangten sie ungesehen an den Ort, wo das Opfer stattfinden sollte.

Dort hockten mindestens 600 Leute im Halbkreis um einen rohen Altar aus Baumstämmen. Zwei riesige Feuer loderten und knisterten auf jeder Seite des Altars. Sanders' Blicke hefteten sich auf den Teufelsmann, der sich gerade über den Körper eines anscheinend im Schlaf befindlichen jungen Mädchens beugte, das auf dem Holzaltar ausgestreckt lag.

Einst hatte dieser Teufelsmann das Kleid der Zivilisation getragen, nun war er in Fetzen gekleidet. In schmutzigen Hemdsärmeln stand er da, den weißen Bart wirr und ungekämmt, das bleiche Gesicht verfärbt und ein sonderbares Licht in den Augen. In seiner Hand blitzte ein Sezermesser, und er sprach - seltsam genug vor dieser Zuhörerschaft - englisch.

»Dieses, Gentlemen«, sagte er, indem er sich leicht gegen den Altar lehnte und mit der Sicherheit eines Mannes redete, der viele solche Vorträge gehalten hat, »ist ein böser Fall von

Schlafkrankheit; die Entfärbung der Haut wird Ihnen auffallen, ebenso die opal schimmernden Pupillen, und nun, da ich die Patientin in Narkose versetzt habe, werden Sie die Verschiebung der Zervikaldrüsen bemerken, die ein sicheres Kennzeichen ist.«

Hier machte er eine Pause und sah sich mit einem gütigen Gesichtsausdruck um.

»Ich darf wohl sagen«, fuhr er fort, »daß ich lange Zeit unter den Eingeborenen gelebt habe. Ich habe die ehrenvolle Stellung eines Zauberdoktors in Zentralafrika bekleidet -«

Er brach ab und strich mit der Hand über seine Stirn, als wollte er einen Gedanken zurückrufen; dann nahm er den Faden seiner Rede wieder auf.

Während der ganzen Zeit, die er sprach, saß die halbnackte Zuhörerschaft stumm und furchtbefangen da, begriff nichts, als daß der Zauberer mit dem weißen Gesicht, der wer weiß woher gekommen war und viele wunderbare Dinge vollbracht hatte (sein Zauberkästchen erwies sich als eine galvanische Batterie), im Begriff stand, sonderbare Gebräuche eines fremden Kults zu üben.

»Gentlemen«, fuhr der alte Mann fort, indem er die Brust seines Opfers mit dem Griff seines Messers beklopfte, »ich werde hier einen Einschnitt machen.«

Hier verließ Sanders sein Versteck und ging festen Schrittes auf den improvisierten Operationstisch zu.

»Professor«, sagte er sanft.

Der Wahnsinnige sah ihn mit einem betroffenen Stirnrunzeln an.

»Sie unterbrechen die Untersuchung«, antwortete er ungehalten, »ich beweise eben...«

»Ich weiß.«

Sanders ergriff seinen Arm, und Sir George Carsley, der große Gelehrte, Chefarzt des St.-Markus-Hospitals in London

und Verfasser vieler Bücher über tropische Kankheiten, folgte ihm wie ein Kind.

Der Einsame

Distriktgouverneur Sanders hatte so lange zwischen den Eingeborenen gelebt, daß er nicht wenig von ihrer Naivität in sich aufgenommen hatte. Überdies hatte er die unheimliche Macht, Dinge zu wissen, die er nicht gewußt hätte, nicht hätte wissen können, wenn er nicht mit der Gabe des Vorherwissens begabt gewesen wäre, auf die jeder Eingeborene von Geburt an ein Anrecht hat.

Er hatte drei Kundschafter ins Isisiland geschickt, das weit vom Government entfernt liegt und zu dem der Zugang schwierig ist. Nach zwei Monaten Wartens kamen sie alle drei zurück und brachten gute Nachrichten. Das beunruhigte Sanders in einer ganz ungerechtfertigten Weise.

»Herr, ich sage dir, die Isisi sind ruhig«, protestierte einer der Kundschafter, »und da ist nicht die geringste Rede von Krieg.«

»Hm!« grunzte Sanders ungnädig. »Und du?« wandte er sich an den zweiten Kundschafter.

»Herr«, sagte dieser, »ich ging in den Urwald und an die Grenze des Landes, und nirgends ist die Rede von Krieg. Die Häuptlinge und Ältesten sagten mir das.«

»Wirklich, du bist ein großartiger Kundschafter«, höhnte Sanders. »Und wie kamen dir die Häuptlinge und Ältesten entgegen? Wie haben sie dich begrüßt? ›Heil dir, geheimer Spion Sandis? Hu!«

Er entließ die Leute mit einer Handbewegung, setzte seinen Tropenhelm auf und ging ins Haussalager, wo die blauuniformierten Soldaten im Schatten ihrer sauberer weißen Baracken spielten.

Der Hauptmann der Schutztruppe war im Begriff, mit Hilfe von Zigarettenpapier und einer Sechs-Unzen-Flasche schwefelsauren Chinins eine schmackhafte Medizin

zuzubereiten.

Sanders bemerkte, wie dem Hauptmann dabei vor Fieber die Hand zitterte, und er sprach in gereiztem Tone: »Da ist was los in Isisi! Ich wittere das! Ich weiß nicht, was es ist, aber irgendeine Teufelei geht da vor sich!«

»Geheimbündler? «

»Geheime Großmütter«, spottete Sanders. »Wieviel Leute haben Sie zur Verfügung?«

»Sechzig, die Lahmen eingeschlossen!« sagte der Schutztruppenoffizier und verschluckte mit einer Grimasse ein Paket Chinin.

Sanders schlug mit der Spitze seines dünnen Spazierstocks aus Ebenholz an seine Gamaschen und war sehr nachdenklich. »Möglich, daß ich sie brauche. Ich werde herausfinden, was bei den Isisi los ist!«

Am Kleinen Fluß, der plötzlich vom Geisterfluß abbiegt, baute Imgani, der Einsame, sein Haus.

Er baute es, wie sich's gehört, indem er das Holz in einem fünf Meilen entfernten Dorf stahl. Dank einer Epidemie hatte es viele Tote in diesem Dorf gegeben, und es ist Sitte am Oberen Fluß, daß, wenn jemand stirbt, das Haus, in dem er starb, auch zerstört wird.

Niemand sucht Schutz unter dem verfluchten Dach, unter dem der Geist der Toten umgeht. Die Waffen des Toten werden zerbrochen und auf sein seichtes Grab zerstreut, und die Kochtöpfe seiner Weiber ebenso.

Nach und nach senkt sich das Bambusdach unter dem vereinten Einfluß von Wind und Regen und sinkt. Die Türpfosten faulen, Elefantengras, grob und scharf, schießt zwischen den Risser in Wand und Dach auf, dann kommt ein starker Regen und Wind, und der Wald hat bald den Fleck voll Unrat ausgetilgt.

Imgani, der behauptete, er sei ein N'Gombimann und fürchte keinen Teufel - auf jeden Fall keinen Isisiteufel -, stahl furchtlos Türpfosten und Stricke aus Lianen. Er stahl sie nachts, wenn der Mond hinter den Bäumen stand, spottete der toten Geister und nannte sie bei schlimmen und herausfordernden Namen. Dennoch ging er behutsam vor; denn während er mit den Geistern der Toten nicht rechnete, hatte er eine gesunde Achtung vor den lebenden Isisi, die ihn getötet hätten, wäre seine Schändung entdeckt worden, obwohl, sonderbar genug, der Tod das letzte war, was er fürchtete.

So stahl er die verhexten Stützen und Dachsparren und hätte auch die Dächer gestohlen, wären diese nicht sehr alt und voll von Spinnen gewesen.

Alles das nahm er und trug es fünf Meilen weit zur Flußbiegung und baute dort mit Muße seine kleine Hütte. Tagsüber schliefe er, nachts fing er Tiere in Fallen und Fische; aber er machte keinen Versuch, die großen Fledermäuse zu fangen, die von der Insel mitten im Fluß kamen, obwohl sie sehr schmackhaft sind und als Delikatesse betrachtet werden.

Eines Tages, gerade als die Sonne unterging, betrat er den Urwald auf der Spur eines Wildes. Er trug zwei große Jagdspeere, wie sie die N'Gombi so meisterhaft zu machen verstehen, einen geflochtenen Bambusschild an seiner Seite und ein Bündel getrockneter Fische, die er im Fluß gefangen hatte.

Imgani war von mittlerer Größe, leicht gebaut, aber doch breitschultrig; seine Haut leuchtete in gesundem Glanz, und sein Schritt war elastisch. Wenn er ging, sah man die Rückenmuskeln spielen und wogen wie die Sehnen eines Rennpferdes.

Nach halbstündigem Marsch im Urwald stieß er auf ein Mädchen; sie trug ein Bündel Maniokwurzeln in ihrer Hand und schritt anmutig dahin.

Als sie Imgani erblickte, blieb sie betroffen stehen,

Todesangst und Schlimmeres sah ihr aus den Augen, denn sie wußte, daß er ein Ausgestoßener war. Solche Menschen werden mehr gefürchtet als die Ingali, die große Giftschlange, die vom Gras aufschnellt und ihre Giftzähne in die Beine schlägt.

Sie beobachteten einander, der Mann mit beiden Händen auf seine Speere gestützt, das Mädchen zitternd.

»Weib, wohin gehst du?«

»Herr, ich gehe zum Dorf nahe am Fluß, und dieses ist der Pfad dorthin«, stammelte sie.

»Was hast du da?«

»Maniok zum Brot«, flüsterte sie.

Imgani nickte. »Du bist eine Wurzelesserin!«

»Herr, laß mich gehen!« Sie starre ihn an.

Imgani warf seinen Kopf zurück. »Ich sehe, du hast Angst vor mir, obwohl ich nichts von dir haben will. Ich bin Imgani, das heißt der Einsame. Ich habe kein Gelüst nach Weibern! Über solche Narrheiten bin ich erhaben. Vor mir bist du sicher, Wurzelesserin, denn wenn ich wollte, könnte ich den Wald füllen mit schönen Häuptlingstöchtern, die sich alle nach mir sehnen!«

Ihre Furcht schwand. Neugierig betrachtete sie ihn. Möglich, daß sie etwas verletzt war, denn sie antwortete patzig genug, indem sie sich eines Isisi-Sprichwortes bediente: »Nur die Ziegen meckern am Eingang zur Leopardenhöhle - die Isisi werden fett von den Fremden.«

Er sah sie an, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt. »Im Unterland erzählt man sich, die Isisi verkauften Leute an die Araber«, sagte er sinnend, »aber das ist wohl bloß Geschwätz. Geh!«

Mit einem weiteren Zurückwerfen des Kopfes entließ er sie.

Sie hatte sich bereits ein Stück entfernt, als er sie nochmals zurückrief.

»Wurzelesserin, wenn dich Leute fragen, wer ich sei, dann sagst du, ich sei Imgani, der Einsame, der ein Fürst unter Fürsten ist; auch daß ich viele Männer in meinen Tagen erschlagen habe, so viele, daß ich sie nicht zu zählen vermag. Sag auch, daß so weit, wie ein Mann von meinem Haus, das ich mir am Fluß gebaut habe, nach jeder Richtung hin sehen kann, sich mein Königreich erstreckt, und daß keiner sich da hereinwagen soll, es sei denn mit Geschenken in der Hand, denn ich bin sehr schrecklich und sehr habgierig.«

»Herr, ich werde das alles ausrichten.«

Sie ging, halb im Lauf, auf ihr Dorf zu und verließ Imgani, der seinen Weg fortsetzte.

Nun waren in diesem Dorf manche jungen Burschen, die gern der Wurzelträgerin gefallen hätten, denn sie war eine Häuptlingstochter und überdies 14 Jahre alt, also im heiratsfähigen Alter. Als sie nun die Dorfstraße entlanggelaufen kam, vor Aufregung und Furcht schreiend und Unzusammenhängendes stammelnd, fehlte es ihr nicht an Mitgefühl noch an tapferen Rittern, die gewillt waren, die Beleidigung zu rächen.

Sechs junge Männer, mit Speer und Kreuzschwert bewaffnet, tanzten vor dem Häuptling und dessen Tochter (wie wichtig sich diese vorkam, kann man von jedem Weib jeglicher Rasse erfahren). Einer unter diesen, E'Kebi mit Namen, ein Mann mit Rednertalent, beschrieb von Sonnenuntergang bis Mondaufgang, also oberflächlich geschätzt vier Stunden lang, genau, was Imgani geschehen werde, wenn sie, die Isisileute, über ihn kämen; wie seine Augen zusammenschrumpften wie vor einem großen, schrecklichen Feuer, wie seine Glieder dahinwelkten, und noch einige andere körperliche Veränderungen, die es besser ist, nicht näher zu beschreiben.

»Das ist eine gute Rede«, meinte der Häuptling. »Dennoch vergießt kein Blut, da Sandi überall seine Kundschafter hat;

denn Blutgeruch dringt weiter, als ein Mann sehen kann, und Sandi ist höllisch schnell mit dem Aufhängen. Überdies, der Einsame ist ein Fremder, und wenn wir ihn lebendig fangen, können wir ihn ja an die Araber verkaufen, die uns Zeug und Schnaps für ihn geben.«

Darauf opferten sie eine junge Ziege und gingen. Sie stießen auf Imganis Hütte, aber der Einsame war nicht da, denn er stellte Fallen im Urwald. Deshalb verbrannten sie seine Hütte und verwüsteten seinen spärlichen Garten. Viele andere Isisleute waren ihnen in achtungsvoller Entfernung gefolgt für den Fall, daß Imgani Schätzung seiner eigenen Tapferkeit durch den Erfolg gerechtfertigt würde. Sie hielten eine Orgie, bis die Sonne plötzlich über der Insel erschien und all die kleinen Sterne am Himmel erloschen.

Imgani sah dies alles im Busch auf seinen Speer gelehnt; aber er begnügte sich, diesmal nur den Zuschauer zu spielen, denn, folgerte er, wenn er gegen sie alle fechte, würden sie versuchen, ihn zu ermorden oder mit Ruten zu peitschen, und den Gedanken daran konnte sein hochfliegender Geist nicht ertragen.

Er sah die Flammen die Hütte zerstören, die er mit so viel Mühe erbaut hatte.

»Dummes Volk«, dachte er, »zerstören ihr Eigentum, und vielleicht zürnen die Geister der Toten und segnen sie mit der Beulenpest.«

Als von seiner Wohnstätte nur noch ein Haufen weißer Asche und dunkelrote Glut übrig war und ein nebliger Rauch darüberlag, wandte Imgani sein Gesicht gegen den Urwald.

Erwanderte den ganzen Tag und rastete nur, um von dem Fisch zu essen, den er bei sich trug. Zur Nacht gelangte er in ein anderes Isisidorf, das O'Fasi hieß.

Er kam durch die Dorfstraße, breitschultrig, den Kopf in die Höhe geworfen und prahlisch seinen Speer schwingend. Er

sah weder rechts noch links, und die Dörfler drängten sich an ihren Hüttentüren, hielten die Knöchel ihrer geballten Fäuste gegen den Mund und riefen: »Oho!« Das hieß, daß er Eindruck machte.

So schlenderte er durch die ganze Länge des Dorfes und ging auf den Waldweg jenseits des Dorfes zu, als ein Bote hinter ihm herjagte.

»Herr, der Häuptling, der der Regierung für alle Fremden, die hier durchkommen, verantwortlich ist, und besonders für die Flüchtlinge aus der Strafniederlassung, wünscht dich zu sehen. Er ist sicher, daß du kein Dieb bist, sondern ein bedeutender Mann, dem er Ehre erweisen will.«

So berichtete er; und da er ein friedlicher Geselle war, der für diese Rolle gewählt wurde, weil er ein Verwandter der Lieblingsfrau des Häuptlings war, warf er einen vorsichtigen Blick auf den Breitblattspeer und sah sich schon im Geiste nach einer Richtung um, in der er fliehen könnte.

»Geh zu deinem Herrn zurück, Sklave«, antwortete Imgani, »und sage ihm, ich möchte einen Ort finden, dessen Einsamkeit mich befriedigt; einen Ort, wo ich diese Nacht schlafen und mich hohen Gedanken hingeben kann. Sobald ich diesen Platz gefunden habe, komme ich zurück. Sage auch, ich sei ein Fürst meines eigenen Volkes und daß mein Vater Legionen von Kriegern hat, und wenn jeder Krieger dieser Legionen nur eine Handvoll Sand vom Grund dieses Flusses nähme, wäre dieser Fluß bodenlos! Sag dem Häuptling ferner, ich hieße Imgani und liebte mich selber mehr, als sich irgendein Mann jemals selbst geliebt hat, seit der Mond weiß wurde, damit er der Sonne nicht ähnlich sehe.«

Er schritt weiter, den Boten nachdenklich zurücklassend.

Seinem Versprechen getreu kehrte Imgani zurück. Bei seiner Rückkehr bemerkte er, daß ein Palaver stattfand, dessen Gegenstand der unglückliche Verwandte der Häuptlingsfrau

war.

»Wer«, fragte der Häuptling, »hat Schande über mich gebracht, weil er ein so großer Narr ist wie seine Base, meine Frau?«

»Herr«, entgegnete der arme Verwandte demütig, »ich habe ihn gebeten, zurückzukehren, aber er war ein Mann von großem Stolz und überdies auf dem Sprung, weiterzugehen.«

»Deine Mutter war eine Närrin!« schimpfte der Häuptling, »die Mutter deiner Mutter war eine Törin, und dein Vater, wer immer er war und den kein Mensch kennt, war ebenfalls ein großer Narr.«

Dieser interessante Anfang eines rohen Vortrags über erbliche Narrheit wurde durch die Ankunft Imganis unterbrochen. Als er langsam den Hügel heraufgeschritten kam, glitten die Blicke der Versammlung an ihm herunter von dem rasiermesserscharfen Stahl in der knappssitzenden Scheide von Leopardenfell bis zu den dünnen Messingringen an seinen Knöcheln. Der Häuptling, ein stattlicher Mann, aber von wenig Mut, bemerkte die Speere und sah, daß ihre Schäfte wie glattpoliert vom vielen Gebrauch waren.

»Herr«, sagte er unterwürfig, »ich bin der Häuptling des Dorfes und vom Government eingesetzt. Dieses gab mir als Halsschmuck eine Münze, die auf einer Seite das Bild eines Mannes mit einem großen Bart trägt und auf der anderen Seite gewisse Teufelszeichen und eine Zauberschrift von großer Gewalt. Das wurde mir gegeben, damit das Volk wüßte, daß ich Häuptling sei, aber ich habe die Medaille verloren. Nichtsdestoweniger bin ich der Häuptling, wie ich dir gleich zeigen werde.«

Damit suchte er in seinem Überwurf und holte einen Beutel von Schlangenhaut hervor, dem er ein sehr schmutziges Papier entnahm. Er faltete dies sorgfältig auseinander und enthüllte einen amtlichen Briefbogen mit einigen drauf gekritzten

Sätzen in der Handschrift des Distriktgouverneurs Sanders. Diese lauteten:

»An alle Stationsleiter, Polizeioffiziere und Chefs von Militärposten! Verhafteten Sie und halten Sie den Träger dieses Papiers fest, sobald er sich anderswo als im Isisibezirk aufhält.«

Mit diesem eigenartigen Dokument war eine kleine Geschichte verknüpft. Es betraf einen willkürlichen Beutezug gegen ein gewisses Ochoridorf und eine darauf folgende Gerichtsverhandlung, in der ein Häuptling, zitternd vor banger Erwartung, einer kleinen, aber wissenswerten Prophezeiung lauschte, welches Schicksal ihn erwarte, wenn er sich außerhalb der Grenzen seines Bannkreises sehen ließe.

Imgani nahm das Papier, drehte es um, rieb es leicht mit seinen Fingern, um zu sehen, ob die Schrift von Dauer sei, und gab es dem Häuptling zurück.

»Das ist voll Zauberkraft, obwohl ich solchen Zauber nicht fürchte, ausgenommen eine besondere Art, wie er von einem gewissen Zauberdoktor meines Vaters geübt wird. Ich kenne auch keine Regierung, die mich regieren kann.«

Dann erzählte er ihnen von seinem Vater, von dessen Legionen von Kriegern und Weibern und von verschiedenen anderen Dingen von gleichem Interesse.

»Ich zweifle nicht, daß ihr mich verstehen werdet«, sagte er. »Ich bin der Einsame! Ich hasse die Gesellschaft der Menschen, die so veränderlich ist wie der Schnee auf den Bergen! Darum habe ich mein Haus und meine Weiber verlassen, die so treu waren, wie Weiber treu sein können, und habe keine Krieger mitgenommen, da diese meinem Vater gehören.«

Der Häuptling war betroffen. »Warum du einsam bist, kann ich nicht sagen. Gewiß aber warst du im Recht, deines Vaters Legionen zu verlassen. Das alles ist schwer zu verstehen und erfordert ein Palaver der Ältesten!«

Darauf gab er Befehl, die Lokoli, die Sprechtrommel, zu

röhren und die Dorfältesten zu versammeln.

Diese kamen, brachten ihre eigenen geschnitzten Hocker mit sich und saßen unter dem Schutzdach, wo der Häuptling das Präsidium übernahm.

Wieder erzählte Irngani seine Geschichte über die 50 Weiber, die zahllosen Legionen, und die gläubigen Isisi hörten zu - und glaubten ihm.

»Und was ich haben muß, ist«, fuhr Imgani in seiner Rede fort, »ein kleines Haus am Flußufer, an einer Stelle, wo kein Weg vorbeiführt und mir kein lebendes Wesen zu Gesicht kommt, denn ich bin ein Einsamer von Natur und ein großer Menschenfeind überdies.«

Imgani wohnte in einer Lichtung, die die Natur dort für ihn geschaffen hatte, und in einer Hütte, die seine neugefundenen Freunde für ihn errichtet hatten. Andere Beweise ihrer Gastfreundschaft verschmähte er.

»Ich habe kein Verlangen nach Weibern«, bekannte er. »Ich bin voll von großen Plänen, um mein Königreich aus den Klauen von Bösewichtern zu retten, die meines Vaters Ratgeber sind.«

Einsam war er in der Tat, denn niemand sah ihn, außer bei ganz besonderen Gelegenheiten. Nachts ging er jagen, und die heißen Tage verschlief er. Zuweilen, wenn der rote Sonnenball hinter den Bäumen des westlichen Flußufers verschwunden war, sahen die Dörfler die gerade, blaue, dünne Rauchfahne seines Herdfeuers aufsteigen, wenn er sein Abendmahl bereitete. Manchmal sah ein zurückkehrender Kanufahrer ihn geräuschlos auf dem Weg zur Jagd durch den lichten Rand des Urwalds gleiten.

Sie nannten ihn den »Schweigsamen«, und er genoß diesen bescheidenen Ruhm. Mehr als das, er genoß das Vertrauen seiner Wirte.

Das Isisiland liegt im Bereich des Fremden Flusses, auf dem

fremdartig gebaute Fahrzeuge nachts leer hinunterfuhren und nachts gefüllt mit Hals an Hals geketteten Menschen wieder stromaufwärts kamen. Die Beamten von Französisch-Westafrika, das an Isisi anstößt, erhielten Gerüchte von Überfällen und von verbrannten Dörfern, Geschichten, die sie nicht nachprüfen konnten, denn die Isisigrenze ist 600 Meilen vom Sitz der französischen Regierung entfernt und liegt in einer Wildnis.

Imgani sah auf seinen Jagdzügen Dinge, die ihn mit Bestürzung hätten erfüllen müssen, wenn er nicht ein Mann gewesen wäre, der der Rührung unzugänglich war.

Er sah kleine Karawanen aus der Richtung des französischen Gebiets durchschleichen, Karawanen von wimmernden Weibern und Männern, die unter ihren Ketten stöhnten. Er sah sonderbare Verschiffungen von Menschen um Mitternacht und lernte die weißgekleideten Araber kennen, die die Peitsche grausam zu handhaben verstanden. Eines Nachts, als er all diese Vorgänge beobachtete, erspähte ihn El Mahmud, der berüchtigte Sklavenhändler, im Mondlicht und sah, daß Imgani kein Isisimann war. »Von welchem Stamm bist du?« fragte er.

»Herr«, antwortete Imgani, »ich gehöre einem fremden Stamm an. Ich bin ein N'Gombi.«

»Das lügst du«, antwortete der Sklavenhändler, »denn du hast nicht die Gesichtstätowierung wie die N'Gombi! Du bist ein Arabermischling!« redete er ihn auf arabisch an.

Imgani schüttelte den Kopf.

»Er versteht mich nicht«, sagte der Sklavenhändler zu seinem Unterführer. »Finde heraus, wo dieses Mannes Hütte steht. Eines Tages werden wir ihn holen; der Kerl ist Geld wert.«

Er sprach arabisch. Sem Untergebener nickte.

Als der Sklavenhändler wiederkam, besuchten drei Männer Imgantis Hütte; aber der war auf der Jagd, und so war es jedesmal, wenn die Langboote nachts nach O'Fasi kamen.

Sanders ging während sechs Monaten nicht nach O'Fasi. Es mag betont werden, daß sich während dieser Zeit nichts ereignete, was auch in der kühnsten Phantasie als ein Verlust britischen Ansehens hätte gelten können.

Sein halbjährlicher Besuch in Isisi war fällig. Die Ernte war gut gewesen, der Fischfang reichlich, die Regenzeit nicht zu lang, und es hatte keine Epidemien gegeben.

Eines Morgens, als sich Fetzen grauen Nebels von Wipfel zu Wipfel schwangen und es im Osten grau zu dämmern begann, kam Imgani vom Urwald zurück, auf den Schultern einen kleinen Bock, den er in der Nacht im Netz gefangen hatte.

Als er ein kleines Feuer vor seiner Hütte und einen Mann davor hocken sah, drehte er lustig die Speere in der Hand, denn er fürchtete niemand.

»Gab es anderswo keinen Platz für dich, daß du hierher kommst, um meine Einsamkeit zu stören?« fragte er. »Ich habe große Lust, dich zu töten und dem Herz zu braten, denn ich mag dich nicht beim Feuer vor meiner Hütte sehen.«

Er sagte das alles mit einem wütenden Gesicht. Der Mann vor ihm wurde unruhig. »Herr, ich habe das erwartet, denn ich sehe, du bist ein ganz Stolzer, aber gerade um dieses Stolzes willen komme ich, denn ich kenne deine Weisheit.«

Imgani schleuderte den Bock zur Erde und setzte sich mit drohender Miene und hielt den Schaft seiner Speere quer über die bloßen Knie.

Dann beugte der andere seinen Nacken zu ihm und sprach eifrig auf ihn los.

Die Sonne ging auf und warf ihren roten Schein über alles, und noch immer sprach der Fremde mit großer Eindringlichkeit, und Imgani hörte zu.

»Deshalb, Herr«, schloß der andere, »wollen wir Sandi töten, wenn er hier herauf zum Palaver kommt. Ifiba, MBwaka und

ein Vetter meiner Mutter werden ihn schnell durchbohren, und wir werden ein großes Volk sein.«

Imgani nickte zustimmend mit dem Kopf. »Das ist wahr«, sagte er. »Leute, die einen Weißen töten, müssen auch sehr geehrt werden, denn alle ändern Stämme werden sagen: ›Seht, das sind die Leute, die weiße Männer töten!‹«

»Und wenn er tot ist«, fuhr der Bote fort, »werden viele junge Männer auf das Boot gehen, das raucht, und alle erschlagen, die mit Sandi gekommen sind.«

»Auch das ist klug«, sagte Imgani, »denn wenn ich weiße Männer erschlage, erschlage ich auch deren Freunde.«

Er erörterte seine Taten des langen und breiten.

Nachdem sich der Mann entfernt hatte, aß Imgani Fisch und Maniok, putzte die Stahlblätter seiner Speere mit nassem Sand, trocknete sie sorgfältig mit Gras und legte sich in den Schatten der Hütte, um zu schlafen.

Am frühen Nachmittag erwachte er, tauchte in den Fluß und schwamm weit bis in die Mitte des Stroms in großen, starken Stößen. Dann schwamm er ans Land zurück, ließ sich von der Sonne trocknen und kleidete sich in sein Leopardenfell.

Langsam schlenderte er zum Dorf. Dort fand er alles in Aufregung, am meisten den Häuptling, denn Nachrichten sagten, daß Sandi in der Nacht ankäme und daß eben jetzt sein Dampfer um die Biegung des Flusses fahre. Ein Plan war mißlungen. Sanders kam zwei Tage früher an, als er sollte, und Ifiba und MBwka, des Häuptlings Getreue, waren fort in besonderer Mission. Die Zeit bis zu Sandis Ankunft war zu kurz, um Zuverlässige als Meuchelmörder zu dingen.

Der Dampfer trieb breitseit an Land. Ein Heckrad drehte sich noch lässig, und dann sahen sie, Imgani zwischen ihnen, daß das Deck voll von Soldaten war, kaltblütig aussehenden braunen Männern in blauer Uniform und Fez.

Die Laufplanke fiel, und ihre Gewehre hochhaltend, kamen die Soldaten ans Land gepatscht, mit ihnen ein weißer Offizier - aber nicht Sandi.

Es war ein barscher weißer Mann.

»Wer ist hier Häuptling?« fragte er rauh.

»Herr, ich bin's«, sagte der fette Häuptling. Alles an ihm war in einer einzigen Aufregung.

»Packt den Kerl!«

Ein Sergeant packte den Häuptling, und ein Korporal ließ die Handeisen um seine Handknöchel schnappen.

»Herr«, winselte er, »was für eine Schande!«

»Weil du ein großer Dieb bist«, antwortete der Schutztruppenoffizier. »Ein Aufrührer und Sklavenhändler!«

»Wenn jemand das behauptet, dann lügt er!« erwiderte der Häuptling. »Denn kein Governmentsbeamter hat mich solche Scheußlichkeiten verüben sehen!«

Da trat Imgani vor. »Häuptling, ich habe sie gesehen!«

»Du bist ein großer Lügner!« schäumte der stattliche Häuptling, vor Wut zitternd. »Sandi, der mein Freund ist, wird dir nicht glauben!«

»Ich bin Sandi!« antwortete Imgani und lächelte verschmitzt.

Der Seher

Im Herzen Afrikas gehen viele Dinge vor sich, für die niemand eine Erklärung weiß. Deshalb zögern die, die Afrika am besten kennen, Geschichten darüber zu schreiben, weil eine Geschichte aus Afrika eine mystische Geschichte bleiben muß, während der Leser ersonnener Geschichten verlangt, daß das Geheimnis am Ende so aufgedeckt wird, daß die geheimnisvollen Fäden klar zutage liegen.

Aber man kann ebensowenig Ereignisse erklären, die z. B. in 2° nördlicher Breite und 46° westlicher Länge an der Tagesordnung sind, wie man ein Glaubenswunder oder eine Gedankenübertragung erklären kann, wie folgendes Vorkommnis lehrt:

Distriktsgouverneur Sanders wachte mitten in der Nacht auf. Sein kleiner Dampfer lag an einem kleinen Holzplatz vertäut, den Sanders selbst vor Jahren angelegt hatte, indem er dort Bäume fällen und sie dürr werden ließ.

Er war eine ganze Tagesfahrt nach jeder Richtung, flußauf- oder abwärts, von einem Dorf entfernt, aber nur sechs Stunden Marsch vom Amatombovolk, das mitten im Urwald lebt und mit Pfeilen schießt, die mit Tetanus vergiftet sind.

Sanders saß auf dem Bettrand und horchte.

Ein Nachtvogel zirpte eintönig. Das Glück-Glück des Wassers unter dem Bug des Dampfers und das leise Rascheln der Blätter waren hörbar, als eine sanfte Brise die jungen Zweige der Bäume bewegte, unter denen das Boot lag. Sanders horchte gespannt, und dann langte er nach Moskitoschuhen und Strümpfen.

Er zog sie an, fand seine Flanelljacke hinter der Tür seiner winzigen Kabine und öffnete leise die Tür. Dann wartete er, den Kopf nach vorn gebeugt. Er lachte grimmig in der Dunkelheit,

holte seinen Revolver aus dem Lederfutteral, das an seiner Kojehing, und zog geräuschlos das Stahletui zurück.

Sanders war ein vorsichtiger Mann, nicht leicht aus seiner Ruhe zu bringen und jede seiner Bewegungen vorbedacht; er war vorsichtig genug, seinen Revolver zu sichern, eigen genug, den brünierten Lauf auf dem weichen Ärmel seines Jacketts zu polieren, und er wartete lange, ehe er in die heiße Finsternis der Nacht hinaustrat.

Nach einer Weile hörte er wieder den Ton, von dem er aufgewacht war; es war das zarte Zirpen eines Webergewächs.

Nun gehen Webergewächs nachts schlafen wie anderes vernünftiges Volk; außerdem leben sie in der Nähe der Dörfer, denn sie lieben die Nähe der Menschen; ganz gewiß kündigten sie ihre Nähe nicht so frech an, wie dieser Vogel es tat, der in Zwischenräumen immer wieder zwitscherte und zwitscherte.

Sanders wartete geduldig ab.

Plötzlich kam ganz aus der Nähe von demselben Deck, auf dem er stand, ein antwortender Ruf.

Sanders hatte seine kleine Kabine auf der Brücke seines Dampfers; nun entfernte er sich ein Stück von ihr; an der Brückennock verkroch er sich, den Daumen an der Sicherung seines Schießeisens.

Er fühlte mehr, als er es sah, wie ein Mann aus dem Wald kam, und wußte nun, daß jemand an Bord war, der sich mit jenem traf.

Dann kamen zwei Männer hinter dem Deckhaus hervorgekrochen; Sanders konnte aber ihre Schatten unterscheiden, wie sie sich vorwärts bewegten, bis sie die Tür der Kabine fanden und hineinkrochen.

Sanders hörte ein leises Geräusch und lachte innerlich, obwohl er wußte, daß ihre Speerspitzen sein Bettzeug in diesem Augenblick in eine höchst traurige Verfassung brachten.

Dann entstand eine kleine Pause; Sanders sah einen Mann allein aus der Kabine treten und sich umsehen.

Der Mann sprach leise zu dem anderen in der Kabine.

Sanders stand geräuschlos auf.

Der Mann an der Tür sagte mit einer gurgelnden Stimme: »Kah!« und knickte zusammen, denn Sanders hatte ihm einen kunstgerechten Stoß in den Magen versetzt, und dort ist die schwächste Stelle der Eingeborenen.

Der zweite Mann kam herausgerannt, fiel aber mit einem Krach über das ausgestreckte Bein des Distriktsgouverneurs, und während er fiel, erhielt er die volle Wucht eines schweren Revolverlaufs in die Gegend seines rechten Ohrs.

»Joka!« rief Sanders scharf. Ein Patschen von bloßen Füßen auf Deck wurde hörbar, denn der Schwarze ist ein leichter Schläfer. »Fesselt die Kerle hier! Und dann Dampf auf! Das hier ist kein netter Platz!«

Als er der Gefahr entgangen war, vertäute er das Boot an einem kleinen Inselchen in der Mitte des Stroms, gerade als der Morgen heraufdämmerte. Dort schob er seine beiden Gefangenen an Land.

»Ihr wolltet mich heute nacht umbringen?«

»Herr, das ist wahr!« sagte der eine. »Ich kam, um zu töten; und dieser, mein Bruder, sagte mir, wann ich kommen sollte. Aber er hätte auch einen anderen rufen können, denn unsrer sind viele.«

Sanders verzeichnete die Tatsache, daß eine ganze Reihe unternehmungslustiger Meuchelmörder auf seine Ankunft wartete, ohne ein sichtbares Zeichen des Verdrusses.

»Nun sage mir, wer hat die Lösung zu meiner Ermordung ausgegeben, und warum soll ich sterben?«

Der Angeredete, ein schlanker, geradegewachsener Jüngling des Amatombostamms, wischte sich mit seiner gefesselten Hand

den Schweiß von der Stirn.

»Herr, und wenn du mich zerhackst, ist sag's nicht, denn ich habe einen großen Juju, einen großen Zauber, gemacht, und einige Fetische wären erzürnt, wenn ich spräche.«

Sanders verhörte den anderen Mann mit ebensowenig Erfolg; dieser war ein Arbeiter, den er in einem vier Tagereisen entfernten Dorf, am Unterlauf des Flusses, angeheuert hatte.

»Herr, und wenn ich deshalb sterben soll, von mir erfährst du nichts.«

»Gut«, sagte Sanders und gab Abiboo einen Wink. »Ich werde euch mit ausgestreckten Armen und Beinen auf die Erde nageln lassen und ein kleines Feuer auf eurer Brust anzünden; nach und nach werdet ihr mir schon sagen, was ich erfahren will.«

Sie wurden auf der Erde ausgestreckt, mit kleinen Bällen Lianenbast auf der Brust. Sanders nahm darauf ein brennendes Scheit vom Feuer, das seine Leute hier angezündet hatten.

Die beiden auf der Erde Liegenden beobachteten jede seiner Bewegungen; sie sahen Sanders das glimmende Holz zur Flamme entfachen und sich ihnen damit nähern.

Da sagte der eine plötzlich: »Herr, ich will reden!«

»Das dachte ich mir. Und sprich die Wahrheit, oder es ergeht dir schlecht.«

Wenn man fragt, ob Sanders das brennende Scheit wirklich gebraucht hätte, so möchte ich der Wahrheit entsprechend antworten: Ich halte das wohl für wahrscheinlich. Vielleicht kannte Sanders seine Leute besser, als ich Sanders kenne.

Die beiden Leute redeten nun frei von der Leber weg, nachdem sie aus ihrer unglücklichen Lage befreit worden waren, und Sanders beschäftigte sich damit, das in der Bomongosprache Gehörte auf englisch niederzuschreiben. Als das Verhör beendet war, legte

Sanders seine Aufzeichnungen zusammen und nahm die

beiden an Bord.

Zwei Stunden später lief die »Zaire« mit voller Kraft in der Richtung nach Tukalala, einem Akasavadorf.

Dort hauste ein Missionar, ein eifriger, junger amerikanischer Methodistenprediger, der das Leben im Fiebergürtel zwischen den Heiden gewählt hatte, um sie zu gläubigen Christen zu machen.

Nun hatte Sanders durchaus keine besondere Vorliebe für Missionare. Er hatte Ansichten über diese Brüderschaft, die ihm kaum zu besonderem Vorzug gereichten. Aber er fühlte eine Zuneigung zu dem jungen Menschen, der so herzerfrischend mutig mit so wenig versprechendem Material arbeitete.

Sanders schritt ungeduldig die kleine Kommandobrücke seines Dampfers auf und ab, denn er mußte Tukalala erreichen, noch ehe sich gewisse Dinge ereigneten.

Gerade als die Sonne im Westen hinter den Bäumen unterging, kam er um die Biegung des Kleinen Flusses, und der weiße Strand vor der Missionsstation hob sich bereits deutlich ab.

Sanders winkte dem Mann am Steuerrad mit zwei Fingern, und der kleine Dampfer schwenkte fast breitseit zum Strom in der Richtung aufs Ufer, und das dunkle Wasser des Stromes schlug so heftig gegen den Backbordbug, als sei dieser ein Schleusentor.

An der Stelle, an der das Missionshaus gestanden hatte, war ein Chaos schwarzer Trümmer; daraus entstiegen langsam kleine Rauchwölkchen.

Sanders fand den in einen früher einmal weiß gewesenen, jetzt besudelten Tropenanzug gekleideten Missionar mit dem Gesicht auf der Erde liegend, und er hatte Schwierigkeiten, ihn aufzurichten, denn der Missionar war mit einem breiten Elefantenspeer auf die Erde genagelt, und der Speer war in Schulterhöhe abgebrochen.

Sanders wandte die Leiche um, so daß sie auf den Rücken zu liegen kam, und drückte dem Toten die Augen zu, die, wie es schien, sehnsüchtig wie eine letzte Frage an Gottes Weisheit nach dem dämmерnden Abendhimmel hinübersahen.

Der Distriktsgouverneur zog ein grellfarbiges seidenes Taschentuch aus der Tasche und bedeckte damit das Antlitz des Toten.

»Abiboo«, sagte er leise zu dem Sergeanten, »grabe ein großes Loch an diesem Kopalgummibaum, denn dieser Mann war ein Großer seines Volks und hatte Verkehr mit den Göttern.«

»Er war ein Christ«, bemerkte Abiboo, der ein eifriger Anhänger des Propheten war, »und in der Sure von Maria steht geschrieben: ›Die Sekten sind in Zwist geraten über Jesus, aber wehe denen, die nicht glauben am Tag des Jüngsten Gerichtes.‹«

Abiboo trug den Titel »Hadschi«, weil er in Mekka gewesen war, und weil er im Koran besser Bescheid wußte als die meisten Christen in der Bibel.

Sanders schwieg, nahm eine Zigarette aus der Tasche, zündete sie an und sah sich um.

Kein Gebäude stand mehr. Wo einst das Missionshaus mit seinem sauberen Garten gestanden hatte, war jetzt eine Wüstenei. Im schwindenden Tageslicht sah er Fetzen von Europäerkleidern. Er wußte, das waren die anderen Opfer.

Beim sanften Licht des Mondes begrub er den Missionar, sprach das Vaterunser über ihn und so viel vom Totengottesdienst, wie er davon in Erinnerung hatte.

Dann ging Sanders zur »Zaire« zurück und stellte eine Wache auf.

Am Morgen drehte Sanders die Nase des Dampfers stromabwärts. Bei Sonnenuntergang kam er zum Fluß - bis jetzt fuhr er auf einem Nebenfluß -, und an der Gabelung dieser

beiden Flüsse Stadt Akasava.

Man brachte ihm den Oberhäuptling, und auf der kleinen Kommandobrücke wurde beim Schein eines in eine Laterne gesteckten Lichtes Palaver gehalten.

»Häuptling!« redete Sanders diesen an. »Da ist ein ermordeter Weißer in deinem Bezirk, und ich will die Herzen seiner Mörder haben oder - beim Tode, es kostet deinen Kopf.«

Sanders sagte das sehr ruhig, ohne jede Leidenschaft; und doch, er schwor bei Ewa, und das ist ein fürchterlicher Schwur und bedeutet Tod.

Der Häuptling, der an Deck hockte, zitterte; seine Hände krampften sich nervös.

»Herr«, antwortete er mit gebrochener Stimme, »von dieser Sache weiß ich nichts. Das geschah zwar in meinem Land, aber so weit entfernt, daß ich weder strafen noch belohnen kann.«

Sanders schwieg, nur ein abfälliges Schnauben ließ er hören.

»Und wenn ich die Wahrheit sagen darf«, fuhr der Häuptling fort, »geht das die Akasava nichts an, denn alle Stämme längs des Ufers des Großen Flusses sind aufsässig; sie gehorchen einem großen Zauber, der mächtiger ist als alle anderen.«

»Ich weiß wenig von Jujus«, schnitt Sanders ihm das Wort ab. »Ich weiß nur, daß ein Weißer ermordet wurde, und sein Geist irrt umher und wird nicht zur Ruhe kommen, bis ich des Toten Mörder erschlagen habe. Ob du das bist oder ein anderer, ist mir gleich. Das Palaver ist aus.«

Der Häuptling erhob sich unbeholfen. Er hob seine Hand zum Gruß und schlürfte von der Laufplanke hinunter ans Land.

Sanders rauchte eine Zigarre nach der anderen und grübelte; er saß lange wach in dieser Nacht. Einmal rief er seinen Diener und befahl ihm, die Kerze in der Laterne zu erneuern und ihm ein Kissen für den Kopf zu bringen. So saß er da, bis das geschäftige kleine Dorf in Schlaf gesunken und kein Laut mehr

hörbar war als das leise Flügelrauschen der Fledermäuse, die von der im Strom liegenden Insel herübergeflogen kamen, denn Fledermäuse, besonders die großen Vampirfledermäuse, lieben kleine Inseln.

Er sah nach der Uhr, es war zwei Uhr morgens, nahm die Laterne und ging seiner Kabine zu. Er lenkte seinen Weg über die schlafenden Leute seiner Besatzung hin, bis er zu dem Teil des Decks gelangte, wo ein Haussa mit geladenem Gewehr Posten stand.

Er stieß die beiden Gefangenen leise mit dem Fuß an. Sie setzten sich aufrecht und blinzelten bei dem Licht der Laterne.

»Ihr müßt mir etwas mehr erzählen!« befahl er. »Wie kam dieser böse Zauber in euer Land?«

»Herr, wie kommt Regen oder Wind?« sagte der eine. »Er war auf einmal da. Da wurden gewisse Gebräuche geübt und gewisse Tänze getanzt. Wir verzehrten einen Mann. Dann malten wir unsere Leiber mit Kamholzfarbe an, und die Weiber schrien ›Tötet.‹«

Sanders konnte sehr geduldig sein.

»Ich bin euer Vater und eure Mutter«, sagte er. »Ich trage euch auf den Händen. Als die große Flut eure Felder verwüstete, half ich euch mit Maniok und Salz. Als die Pocken kamen, brachte ich weiße Ärzte hierher, die euch am Arme kratzten und einen schützenden Zauber in euer Blut gössen. Ich habe eurem Land den Frieden gebracht, und eure Weiber sind sicher vor den N'Gombi und Isisileuten, und dennoch wollt ihr mich ermorden.«

Der andere nickte. »Herr, das ist wahr, das stimmt alles. Aber das macht der Zauber so. Für mich sind das alles unbegreifliche Dinge - an weiter nichts kann ich mich erinnern.«

Sanders wurde ärgerlich; er kam mit der Sache nicht vom Fleck.

»Was sagte euch der Zauber?«

»Herr, das ist sehr klar, wenn ich durch den Mund M'fabakas von Begeli spreche.«

»M'fabaka aus Begeli?« wiederholte Sanders leise und notierte sich den Namen für eine schnelle Justiz durch den Strang.

»Ja, dieser alte Mann hatte eine Erscheinung, die er unter großen Schmerzen sah; der Mund schäumte ihm, und seine Augäpfel wurden rot. Er sah in dieser Vision erschlagene weiße Männer und ihre Häuser in Flammen.«

»Wann war das?«

»Als es Vollmond war.«

Also vor sechs Tagen, dachte Sanders.

»Und er sah einen großen König mit zahllosen Kriegern durch das Land marschieren, und alle Weißen hatten große Angst vor ihm.«

Der Sprecher fuhr fort, die kleinsten Einzelheiten des Zuges jenes Königs zu schildern, wie so etwas nur das Gedächtnis eines Eingeborenen kann, wie dieser König weiße Männer und Frauen erschlug, ihre Häuser in Brand setzte und seine schwarzen Legionen den Kriegstanz vor ihm tanzten.

»Und das alles geschah beim Vollmond«, schloß er. »Deshalb zogen wir auch aus, um zu morden, denn wir wußten, Herr, daß du um diese Zeit heraufkämst, wie das deine Gewohnheit ist. Auch meinten wir, es sei klug, den Missionar zu töten.«

Er trug das alles so glaubhaft vor, und Sanders fühlte, daß der Mann die Wahrheit sprach.

Ein anderer als Sanders wäre auf jenen Teil der Erzählung, der von seiner eigenen Ermordung handelte, näher eingegangen; aber der fremde König, nach der Beschreibung des Schwarzen ein Mann von sehr hohem Wuchs und mit einem dicken Bauch, nahm Sanders' Gedanken mehr in Anspruch. Er zweifelte nicht,

daß hinter dieser Erzählung etwas Wahres steckte. Irgendwo mußte da ein Aufstand sein, von dem er, Sanders, nichts wußte, nichts gehört hatte, und Sanders ließ die Könige der angrenzenden Bezirke an seinem geistigen Auge vorbeiziehen.

Bosambo von Monrovia, der unrechtmäßige Häuptling der Ochori, schickte von Zeit zu Zeit Nachrichten über die angrenzenden Länder; aber der hatte keine Krieger gemeldet, weder von Nord noch Süd noch West.

»Ich werde mir diesen alten M'fabaka von Begeli mal ansehen«, murmelte Sanders.

Begeli ist ein Dorf und liegt an einem Nebenfluß des Stroms, der so eng ist, daß er wie ein Bach erscheint, und so still, daß er wie ein See aussieht. Dichter Wald von Riesenbäumen säumt das Ufer an beiden Seiten. Die Wipfel sind durch große, schlangenähnliche Lianen miteinander verbunden, und am Fuß der Bäume wuchert dichtes Unterholz. Die »Zaire« lief vorsichtig in diesen schmalen Wasserstreifen ein. Zwei Maximgeschütze flankierten drohend die Kommandobrücke.

Ein zierliches Ding, diese kleine »Zaire«. Das große Banner Englands hing schlaff vom Flaggensockel hoch über dem Heckrad - ein unheildrohendes Zeichen, denn wenn Sanders die Flagge gesetzt hatte, dann verhieß das Unangenehmes.

Sanders stand ohne Jacke an Deck und gab mit erhobenen Fingern dem Mann am Steuerrad Winke, wie er zu steuern hatte.

»Phjuuu!« Ein Pfeil stak zitternd in dem hölzernen Deckhaus. Sanders zog ihn heraus, prüfte den verbogenen Stahlkopf sorgfältig und warf den Pfeil über Bord.

»Bang!«

Ein kleines Rauchwölkchen aus dem Schleier des Blättergewirrs - und eine Kugel zersplitterte die Lehne seines Deckstuhls. Sanders bückte sich, nahm seine Büchse auf und zielte sorgfältig.

»Bang!«

Keine Spur, wo die Kugel getroffen hatte; der einzige Ton, der sich hören ließ, war das Echo und das schrille Pfeifen, als das Geschoß seine Bahn durch den grünen Busch nahm.

Es fiel kein Schuß mehr.

»Puckapuckpuckapuckapuckpuck«, ging das Heckrad langsam. Der Bug der »Zaire« durchschnitt ruhig das Wasser und ließ einen Fächer von Schaum hinter sich.

Ehe das Dorf in Sicht war, kamen sechs Kriegskanus in einer Linie nebeneinander paddelnd dem Distriktsgouverneur entgegen. Sanders signalisierte nach der Maschine: »Stop!« Und als der Lärm der Maschine erstorben war, konnte er in der stillen Luft den Schlag der Trommeln hören. Durch sein Glas sah er phantastisch bemalte Leiber und einen auf einem Speer aufgespießten Kopf; der gehörte einmal einem Händler namens Ogilvie, einem sanftmütigen, aber unsauberem Mann, der in dieser Gegend Gummi gegen Zeug einhandelte.

»Fünfhundert Yards!« befahl Sanders, und Sergeant Abiboo, der am Griff der Backbord-Revolverkanone herumtändelte, zog jetzt am Patronengurt, schwang die Mündung nach vorn und visierte. Zur selben Zeit setzte sich der Haussakorporal, der am Dreifuß des Steuerbord-Revolvergeschützes gestanden hatte, auf den Sattelsitz des Geschützes, mit dem Daumen am Hebel.

Eine Rauchwolke im mittelsten Kanu. Die Kugel fiel zu kurz.

»Ogilvie, mein Bursche, wenn du noch lebstest -« murmelte Sanders, »und ich bin vom Gegenteil überzeugt -, dann würdest du mir diese Snider-Hinterlader in der Hand der Schwarzen erklären.«

Näher kamen die Kanus; die Paddeln tauchten taktmäßig in die Flut; das dumpfe, wilde Dröhnen eines Kriegsgesangs begleitete ihren Schwung.

»Vierhundert Yards!« befahl Sanders, und die Männer an den

Maximgeschützen berichtigten das Visier.

»Auf die beiden Mittelkanus!« befahl Sanders.

»Feuer!«

Eine Sekunde Pause.

»Tack - tack - tack - tack - tack«, lachten die Geschütze bissig.

Sanders beobachtete die Verwüstung durch seinen Krimstecher.

»Die anderen Kanus!« befahl er kurz.

»Tack - tack - tack - tack - tack - .«

Der Kanonier war ein sorgfältiger Schütze und feuerte in Zwischenräumen, um die Feuerwirkung zu beobachten. Sanders sah Leute fallen, sah ein Kanu schwanken und kentern, sah die schwarzen Wollköpfe im Wasser und ließ den Dampfer mit voller Kraft vorausgehen.

Jemand aus den unversehrt gebliebenen Kanus feuerte. Die Kugel pfiff dicht an Sanders' Gesicht vorbei; er hörte das Aufschlagen im Holzwerk hinter sich.

Ein weiterer Schuß, und der Schwarze am Steuerrad wandte sein Gesicht mit einer kleinen Grimasse Sanders zu. »Herr«, murmelte er auf arabisch, »das war vorherbestimmt.«

Sanders legte seinen Arm um seine Schulter und ließ ihn sanft an Deck niedergleiten.

»Alles steht bei Gott!« sagte er sanft.

»Geheiligt sei sein Name«, hauchte der Sterbende.

Sanders fing das lose Rad auf und befahl einen ändern ans Steuer.

Der Steven des Dampfers hatte sich dem angreifenden Kanu zugedreht; das war ein unglücklicher Umstand für dessen Insassen, denn beide Geschütze hatten es im Visier, und nun rasselten diese los. Durch die blaue Wolke hindurch sah man ein

leeres Kanu.

Das war das Ende des Kampfes. Ein Krieger im fünften Kanu hielt seinen Speer waagerecht über seinen Kopf als Zeichen der Ergebung, und zehn Minuten später befand sich der Häuptling der Rebellen an Bord.

»Herr«, sagte er ruhig, »das ist ein böses Palaver«, als man ihn vor Sanders führte. »Was wirst du mit mir anfangen?«

Sanders sah ihn ruhig an.

»Ich werde barmherzig gegen dich sein, denn sobald ich zum Dorf komme, werde ich dich aufhängen.«

»Das dachte ich mir«, antwortete der Häuptling, ohne mit der Wimper zu zucken, »und ich habe gehört, daß du die Menschen so schnell aufhängst, daß sie nur wenig Schmerz empfinden.«

»Ja, das ist so meine Gewohnheit«, erwiederte Sanders.

Der Häuptling nickte beifällig. »Hoffentlich ist es auch so«, sagte er.

Es war ein Dorf der Trauer, in dem Sanders ankam, denn da waren viele Weiber, die Tote zu beklagen hatten.

Sanders landete mit seinen Haussas und hielt ein Hochgericht unter den Bäumen.

»Bringt mir den alten M'fabaka, der Erscheinungen sieht!« befahl er.

Man brachte ihm einen Mann, der nichts als ein Gerippe war.

Man trug ihn zum Gerichtsplatz und setzte ihn vor dem Distriktsgouverneur nieder.

»Du bist ein böser Mann«, redete er ihn an, »und wegen deiner Lügen haben heute viele Menschen ihr Leben lassen müssen. Heute hänge ich deinen Häuptling und etliche andere mit ihm. Wenn du dich vor dein Volk hinstellst und gestehst: ›Diese Geschichte und diese Geschichte, die ich euch erzählt habe, war eine Lüge und nichts anderes‹, dann magst du deine Tage zu Ende leben. Aber wenn du bei deiner Lüge beharrst,

dann, bei deinem Gott und bei meinem, dann sollst du sterben!«

Es dauerte geraume Zeit, ehe der Alte sprach, denn er war sehr alt und sehr erschrocken, und die Furcht vor dem Tode, die manche alte Leute beherrscht, lag schwer auf ihm.

»Ich sprach die Wahrheit!« stammelte er schließlich. »Ich sprach, was ich sah und was ich wußte, und nur das!«

Sanders wartete.

»Ich sah den großen König morden und brennen. Gestern sah ich ihn seine Krieger in den Krieg führen. Da war ein großes Geschrei, und ich sah Rauch.« Hilflos schüttelte er den Kopf. »Ich sah das alles. Wie kann ich sagen: ›Ich habe nichts gesehen‹?«

»Was für eine Art König war das?« fragte Sanders.

Wieder gab es eine lange Pause, während der Alte stammelte.

»Ein großer König«, antwortete er heiser. »So dick wie ein Bulle um seine Lenden, und er trug große, weiße Federn und das Fell eines Leoparden.«

»Du bist wahnsinnig!« sagte Sanders und beendete das Verhör.

Sechs Tage später zog Sanders zur Küste zurück; hinter sich ließ er ein gezüchtigtes Volk.

Schlimme Nachrichten laufen schneller als ein Dampfer, und die kleine »Zaire«, die da in der Mitte des Stroms unter dem blauen Banner stromabwärts fuhr, war ein Gegenstand höchsten Interesses für viele Dörfer, deren Bewohner zum Ufer herunterkamen. Dort standen sie mit gefalteten Händen oder mit geballten Fäusten am Mund, um ihre Aufregung zu zeigen, und riefen eintönig im Chor hinter dem Dampfer her:

»Oh, Sandi, Vater! Wie viele Bösewichter hast du heute hingerichtet? Oh, Töter von Teufeln! Oh, Baumaufhänger! Wir sind rechtschaffene Leute und fürchten dich nicht! Ei - ko - Kalaba? Ei - ko - Sandi!«

Sanders fuhr schnell mit dem Strom abwärts, denn er wünschte sehnlichst, mit seinem Vorgesetzten zu sprechen. Irgendwo im Lande mußte ein Aufstand sein, soviel wußte er: Es hatte doch Wahrheit in allem gesteckt, was der Alte gekrächzt hatte, ehe er starb; denn er starb aus reiner Angst und Altersschwäche.

Wer war der König dieses Auf Stands? Nicht der König von Isisi, noch der der N'Gombi, noch der König eines der Vorländer jenseits der Ochori!

Die »Zaire« lief an den Governments-Anlegeplatz. Ein Hauptmann der Schutztruppe grüßte.

»Arbeitet der Landtelegraf?« fragte Sanders, als er an Land trat.

Der Haussahauptmann nickte. »Was ist das Palaver?« fragte er.

»Irgend 'ne Art Krieg«, sagte Sanders. »Irgendein König oder sonst wer hat seine Hand im Spiel.«

Er erzählte die Geschichte.

Der Haussaoffizier stieß einen leisen Pfiff aus. »Beim Lord-Schatzmeister der Königlichen Privatschatulle«, fluchte er sanft, »das ist spaßig.«

»Sie haben ja 'nen giftigen Humor im Leibe«, meinte Sanders anzüglich.

»Halten Sie den Atem an!« sagte der Haussa und faßte ihn am Arm. »Wissen Sie, daß Lo Benguela unten im offenen Aufstand ist? Die Beschreibung paßt auf ihn.«

Sanders stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.
»Natürlich!«

»Aber«, sagte der Haussaoffizier erstaunt, »Matabeleland ist dreitausend Meilen von hier entfernt. Der Aufstand dort flammte vor einer Woche auf. Wie kann das das Lumpenpack dort oben...«

Statt einer Antwort rief Sanders einen nackten Akasava herbei, den er zwischen seiner Dampferbesatzung hatte, weil er gut Feuerholz zu hauen verstand.

»I'fasi, sage mir, was deine Leute oben bei dir zu Hause heute vorhaben!«

Der Mann grinste blöde und stand verlegen auf einem Bein, denn für den gewöhnlichen Mann war es eine Ehre, wenn Sanders ihn bei seinem Namen anredete.

»Herr, sie gehen auf Elefantenjagd.«

»Wie viele sind ihrer?«

»Zwei Dörfer, denn in einem herrscht Krankheit, und die können nicht mit.«

»Woher weißt du das? Ist deine Heimat nicht vier Tage mit dem Dampfer und drei Tage zu Fuß entfernt?«

Der Mann sah wie in die Enge getrieben aus. »Was Sie sagen, ist wahr - dennoch weiß ich es.«

Sanders wandte sich lächelnd an den Haussa. »Wir haben in diesem Lande noch viel zu lernen.«

Einen Monat später erhielt Sanders einen Ausschnitt aus der Kapzeitung.

»...Das von den Matabele allgemein geglaubte Gerücht, daß ihre Anhänger im Norden einen Rückschlag erlitten hätten, entbehrt der Bestätigung. Der Kommissar von Barotseland verneint das von den Eingeborenen behauptete Gerücht von einem aufsässigen Stamm und berichtet, daß, soweit er unterrichtet ist, der ganze Bezirk ruhig wäre. Andere Kommissare der nördlichen Bezirke berichteten das gleiche. Keine Sympathiebewegung hat stattgefunden, obwohl die Eingeborenen betonen, daß in einem fernen Lande, das sie nicht näher zu bezeichnen wüßten, ein solcher Aufstand tatsächlich ausgebrochen sei. Die Idee ist natürlich absurd.«

Wieder lächelte Sanders.

Kriegshunde

Der Hauptzwang, der dem Schwarzen durch seine weißen Beschützer auferlegt wird, besteht darin, daß er sich verhindert sieht, seinen Gegner an der Gurgel zu fassen und ihn mit einem breiten, krummen Messer von Eingeborenenmachart in Stücke zu schneiden, wenn die Leidenschaft aufflammt. Natürlich wüten selbst die Stämme, die sich noch am besten betragen, gegen diesen Zwang, den die Briten auf sie ausüben.

Sicherlich besitzen die Akasava ein sehr kurzes Gedächtnis, und sie vergessen die Strafen, die ihren Übeltaten zu folgen pflegen, unter günstigen Verhältnissen schnell und erliegen wieder der Versuchung, die im Lauf der Zeit unabwendbar kommt. Daher fanden sich die Akasava in einer ganz ungewohnten Situation, als sie von gewissen gegen sie selbst gerichteten Übeltaten der Ochori erfuhren, und bereiteten sich zum Kriege vor. Sie sandten vorher Botschaft an Sandi und berichteten ihm des langen und breiten, wie sehr die Ochori sie beleidigt hätten. Glücklicherweise befand sich Sanders nicht weit und kam sofort, hielt Palaver ab und beschwichtigte den beleidigten Stamm, so gut er konnte.

Sanders war ein taktvoller Mann, aber Takt bedeutet durchaus nicht eine weiche Hand. Da war zum Beispiel ein grimmiger Kerl, der mit im Rat saß und barsche Fragen stellte. Er wurde noch kühner, als der Distriktsgouverneur sanft antwortete, und überschritt die Grenzlinie, die gute Manieren von schlechten scheidet. Sanders wandte sich gegen ihn.

»Was für ein niedrig geborener, sklavischer Hund bist du doch?« fragte er. Und während der Mann noch vorsichtig nach einer Antwort suchte, stieß ihn Sanders den Hügelabhang hinunter, auf dem das Palaverhaus stand, und noch einmal wurde der Friede hergestellt.

Bald nach diesem Palaver kam eine bittere Klage der

Isisileute. Sie betraf Fischnetze, die böswillig von den Lulungoleuten vernichtet worden waren. Das war schwieriger für Sanders zu erledigen. Schon aus einem Grunde: Alle Stämme, die etwas auf sich hielten, haßten die Lulungo, ein hartes, bösartiges, schadenfrohes Volk.

Aber die Isisi wurden beruhigt. Ein böser Krieg wurde abgewendet.

Noch andere, kleinere Unruhen beschäftigten Sanders täglich; aber Sanders war voll Sorge wegen der Lulungo und ihrer bekannten Schlechtigkeit und wegen der Isisi, Ikeli, Akasava und Ochori, die alle von einem tiefeingewurzelten Haß gegen die Lulungo erfüllt waren.

Insgeheim wußte Sanders wohl, daß der blutige Austrag in diesem Falle nur verschoben war, und berichtete dementsprechend an das Kolonialamt. Er erhielt darauf von einem aufgeregt Staatssekretär in Whitehall das dringende Ersuchen, die Strafexpedition um Himmels willen wenigstens bis zum Ende des Rechnungsjahres und besser noch darüber hinaus zu verschieben.

Im Lulungobezirk, drei Tagesmärsche hinter dem Akasavabezirk, kennt man folgendes Sprichwort: »Wenn ein Mann einen heimlichen Feind hat, und er kann ihn nicht finden, dann zerstöre er seine eigene Hütte und suche zwischen den Trümmern.« (Das ist die etwas umständliche Übersetzung.) Ein anderes Sprichwort sagt: »Such deinen Feind im Schatten deiner Hütte!« Und wieder ein anderes: »Wenn du deinen Feind nicht finden kannst, töte deinen liebsten Freund.« Alle diese Sprichwörter zeigen, daß die Lulungoleute einer düsteren Lebensanschauung huldigen und daß sie von Natur aus mißtrauisch sind.

Sanders hatte unten in M'Piti, der Musterstadt, die ihm als Residenz diente, einen Koch vom Lulungostamm. Der war ein unsteter Geselle. Er war im Norden bis Dakar gekommen und

im Süden bis Banana und vermutlich den Kongo hinauf bis Matadi. Als er nach MPiti kam und nach Arbeit suchte, wurde er nach seinem Namen gefragt und antwortete auf Küstenenglisch:

»Massah, sie welche nennen mir immer sechs Pence. Ich mach'in fein Kuch. Sie sehen um bessern Kuch, sie nich finden ihn - vastehste?«

»Und was für ein Geschwätz nennst du das?« fragte Sanders im Lulungodialekt. »Krueleute und Mulatten, die keine eigene Sprache haben, reden so. Wie heißt du bei deinem Stamm?«

»Lataki, Herr«, sagte der Koch.

»Dann sollst du auch hier so heißen. Außerdem sollst du hier nur deine Landessprache sprechen, und als Lohn erhältst du zehn Schilling den Monat.«

Lataki war ein guter Koch und genau drei Monate lang ein Muster guten Betragens. Aber am Ende dieses Zeitraums fand Sanders, als er eines Tages unerwartet von einem Jagdausflug zurückkehrte, unsren Lataki in Sanders' höchsteigenem Bett vor.

Lataki war betrunken, und zwei leere Geneverflaschen neben dem Bett zeugten wider ihn. Sanders rief seine Polizisten, und Lataki kam ins Kittchen, um dort nüchtern zu werden; das nahm 24 Stunden in Anspruch.

»Du mußt einsehen«, bekehrte Sanders den Sünder am nächsten Tage, »daß sich meine Diener nicht gestatten dürfen, sich zu betrinken. Noch weniger aber kann ich meinen Dienern gestatten, ihren Rausch in meinem Bett auszuschlafen.«

»Herr, ich schäme mich«, erwiderte Lataki munter. »Aber so was kann einem Mann, der viel von der Welt gesehen hat, schon mal passieren.«

»Das gleiche kannst du von der Haue sagen, die du jetzt kriegen wirst.« Sanders gab den Polizisten einen Wink.

Lataki war kein Stoiker; und als er an einen Baum gebunden

war und von einem ärgerlichen Haussapolizisten zehn Hiebe auf seinen feisten Rücken erhielt, fluchte er sehr vernehmlich auf Sanders und auf jene Zivilisation, deren auserwähltes Werkzeug Sanders war.

Nachdem alles vorüber war und Lataki entdeckt hatte, daß er noch am Leben sei, bekannte er, obwohl innerlich sehr verletzt, daß er wenig mehr erhalten habe, als er verdiente, und versprach unter Tränen, daß diese Lektion nicht fruchtlos gewesen sein solle. Sanders, der in dieser Angelegenheit nichts mehr zu bemerken hatte, entließ ihn zu seiner Arbeit.

Eine Woche danach aß der Distriktsgouverneur einsam sein Palmölgericht. Das ist ein schmackhaftes Gericht, eine Art Küstencurry mit Huhn.

Er hatte eben zu essen begonnen, als er plötzlich innehielt. Dann nahm er eine Kleinigkeit von dem Gericht - gerade so viel, wie auf die Spitze einer Stecknadel ging -, schmierte es auf eine Glasscheibe und brachte dieses Präparat unter sein Mikroskop.

Was er da sah, fesselte sein Interesse. Er stellte das Mikroskop weg und schickte nach Lataki, und dieser kam, in tadelloses Weiß gekleidet.

»Lataki«, sagte Sanders nachlässig, »du kennst die Gepflogenheiten der Weißen. Sage mir doch, auf welche Weise könnte ein Herr seinem Diener eine Ehre erweisen?«

Der Koch, der in der Türöffnung stand, zauderte. »Da gibt's viele Wege«, sagte er nach einer Weile. »Er könnte...« Lataki hielt inne, er wurde unsicher.

»Da du ein guter Diener bist, obwohl nicht ganz frei von Fehlern, möchte ich dir Ehre antun, und deshalb habe ich beschlossen, da du bereits in meinem Bett geschlafen hast, daß du nun auch an meinem Tische speisen sollst. Ich wünsche es.«

Der Mann zögerte, ein wenig betroffen, dann kam er näher und setzte sich unbeholfen seinem Herrn gegenüber auf einen Stuhl.

»Entsprechend der Sitte deines eigenen Stammes werde ich dich jetzt bedienen«, sagte Sanders. Damit häufte er zwei große Schöpflöffel von dem Palmölgericht auf den vor dem Koch stehenden Teller.

»Iß!« lud er ihn ein.

Aber der Mann rührte sich nicht, seine Augen starrten auf das Tafeltuch.

»Iß!« befahl Sanders wieder. Aber Lataki saß wie gelähmt.

Da stand Sanders auf, ging zur offenen Tür seines Bungalow und pfiff. Ein Patschen von Füßen wurde hörbar. Sergeant Abiboo kam, und mit ihm vier Haussas.

»Legt den Kerl in Eisen!« befahl Sanders. »Morgen werde ich ihn hinunter zum Government schicken; dort soll er seine Verurteilung abwarten.«

Nachdem die Leute mit dem Gefangenen gegangen waren, ging Sanders zum Tisch zurück, entfernte sorgfältig den vergifteten Fisch und sättigte sich an Eiern und Bananen, denn in keins dieser beiden hätte man fein gemahlenes Glas ohne Gefahr sofortiger Entdeckung hineinzupraktizieren vermocht.

Gemahlenes Glas, so fein zerrieben, daß es sich wie gemahlene Kreide anfühlt, ist ein schlimmes Gift; denn wenn es mit den zarten inneren Organen eines Menschen in Berührung kommt, durchbohrt es diese, und er stirbt, wie die Schwarzen an der Küste seit Jahrhunderten wissen.

Schließlich kam Lataki vor den Richter, der unter dem Strohdach der Palaverhalle saß, und Lataki brachte drei Vettern, einen Bruder und einen unparteiischen Freund, die sämtlich beschworen, Sanders selbst habe in böser Absicht das Glas in sein eigenes Essen getan.

Trotz dieser Übereinstimmung der Aussage - die Zeugen hatten nicht weniger als vier Verhöre in einer kleinen Hütte in der Nacht vor der Verurteilung zu bestehen - wurde der

Gefangene zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Hier würde die Geschichte geendet haben, aber das Lulungovolk, das weit weg im Norden wohnte, betrachtete die Gefangensetzung seines Stammesgenossen als *casus belli*.

Die Lulungo waren ein argwöhnisches, boshaftes, gehässiges, grausames Volk; sie waren durch ihre Lage begünstigt, denn sie wohnten am Rande eines Gebiets, das unbestritten französisches Gebiet und überdies unerreichbar ist.

Sanders schickte sofort Eilboten an alle Weißen, die in von den Lulungo gefährdeten Orten wohnten. Es waren Leute, denen man es schwer recht machen konnte, wie die folgenden Briefe beweisen. Die erste Antwort kam von dem Protestant.

»Missionsstation Losebi. Lieber Herr Distrikts-gouverneur!

Meine Frau und ich sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Warnung, aber Gott hat uns an diesen Platz berufen, und hier müssen wir so lange im Dienst unseres Herrn aushalten, bis Er in seiner Weisheit befiehlt, daß wir den Schauplatz unserer Arbeit verlassen.«

Pater Holling schrieb:

»Ebendofluß. Lieber Sanders!

Ich glaube, Sie befinden sich im Irrtum über die Lulungoleute, von denen ich kürzlich mehrere gesprochen habe; sie sind außerordentlich höflich, das ist das einzige schlimme Zeichen, das ich an ihnen entdeckt habe. Ich bleibe, weil ich überzeugt bin, daß ich einen Angriff abschlagen kann. Ich verfüge über vier Martini-Metford-Büchsen und dreitausend Patronen, und wie Sie wissen, besteht das Gebäude aus massivem Stein. Ich hoffe, Sie irren sich, aber...«

Sanders nahm seinen Dampfer, Maximgeschütze und Polizeisoldaten und ging so weit stromaufwärts, als er mit dem kleinen Heckraddampfer kommen konnte.

Am Ende jener Tagesreise kam er an eine Lichtung, wo ein

großer Holzstoß aufgespeichert war. Irgendwo in der Nähe lag ein Dorf, das seine Steuern in Form dieser dauernd aufgefüllten Feuerholzvorräte bezahlte. Tag und Nacht loteten zwei Schwarze mit langen Stäben, indem sie auf der Reling saßen und im Wasser herumstocherten: Seichtes Wasser - Sandbank - Fahrinne - seichtes Wasser. Manchmal glitt das Fahrzeug mit einem leisen Zittern längs des flachen Randes einer verborgenen Sandbank, um jäh in das tiefe Wasser auf der anderen Seite zu schießen. Manchmal glitt das Boot im Finstern über eine Untiefe, um sich gleich darauf in einem kleinen See zu befinden, aus dem Sandbänke jeden Ausgang versperrten. Dann mußten die Leute über Bord springen und den Dampfer in tieferes Wasser schieben.

Als Sanders sechzig englische Meilen von der Baptistenmission entfernt war, erhielt er durch einen freundlich gesinnten Eingeborenen Nachricht:

»Herr, die Lulungo kamen am frühen Morgen; sie schleppten den Missionar, sein Weib und seine kleine Tochter in ihre Stadt.«

Sanders, gelb vom Fieber, die Augenlider am Zufallen aus Mangel an Schlaf, unrasiert und schmierig, wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

»Steuert den Dampfer stromaufwärts!« befahl er Abiboo. »Ich muß schlafen!«

Vier Uhr nachmittags wachte er von dem Geräusch einer zerschmetterten Wasserflasche auf, die auf dem Bordbrett neben seiner Koje stand. Sie ging auf nicht erklärliche Weise in Scherben, und Sanders war übersät mit Atomen von Glassplittern und Wasserspritzen.

Dann höre er das »Bang« einer Büchse dicht neben sich, und als er aufsprang und die aus Eisendrahtgitterwerk bestehende Tür seiner Kabine öffnete, kam Abiboo, um zu berichten.

»Zwei Männer feuerten vom Ufer herüber; einen von ihnen

habe ich erschossen.«

Sie näherten sich nun dem Ort, und als sie um die Flußkrümmung fuhren, kam das Dorf in Sicht.

Die Sirene der kleinen »Zaire« gellte und quietschte trotzig. Sanders sah eine Menge Leute zum Ufer herunterlaufen, und durch sein Doppelglas unterschied er die Kriegsmalerei an den Leibern der Männer. Dann kamen sechs Kanus in fliegender Fahrt herausgefahren, um mit dem Dampfer anzubinden. Ein Haussakorporal saß gleichgültig auf dem kleinen Sattelsitz hinter dem bronzenen Maximgeschütz und packte die Griffe.

»500 Yards!« befahl Sanders. Der Korporal berichtigte ohne wahrnehmbare Eile das Visier.

Die Kanus kamen mit Sturmgeschwindigkeit an, denn sie fuhren mit dem Strom. Der Mann am Geschütz polierte einen beschlagenen Fleck an dem messingnen Wasserbehälter mit dem blauen Ärmel seiner Jacke und sah dann auf.

Sanders nickte.

Näher und näher kamen die Kanus. Eins hatte die Führung bei dieser Wettfahrt, bei der Haß die Anstrengung verdoppelte und Tod der Preis war.

Plötzlich: »Tack - tack - tack - tack!«, lachte das kleine Geschütz, und das führende Kanu kehrte sich breitseits zum Strom, weil die Leute, die es steuerten, tot waren und ebenso die Hälfte der Ruderer. »Tack - tack - tack - tack - tack!«

Im zweiten Kanu gab es ein wildes Klettern; es schwankte und kenterte.

Der Strom war voll von schwarzen Köpfen, und die Luft hallte von wilden Schreien wider.

Was von der Flottille übrig war, machte kehrt und flüchtete.

Der Korporal am Maschinengewehr schob einen anderen Patronengürtel ein und schloß mit seiner Schießübung auf 900 Yards Entfernung gut ab.

Zwei Kanus, mit wahnsinniger Hast gepaddelt, befanden sich in relativer Sicherheit.

Sanders stellte seinen winzigen Maschinentelegrafen auf »Volle Kraft vorwärts« und folgte.

An Land sammelten sich die Lulungo zum Widerstand, und Geschosse mancherlei Art trafen den kleinen Dampfer. Aber das Maxim bestreute geschwätzig das Dorf, und bald kam ein Mann in nervöser Hast angelaufen, der einen Palmenzweig schwang.

Sanders ließ das Feuer einstellen und rief durch sein Megaphon, der Bote solle an Bord schwimmen.

»Herr, wir schämen uns sehr«, sagte der Mann. Er stand in einer Wasserlache an Deck, und kleine Bäche liefen an ihm nieder. »Wir wußten nicht, daß wir es mit Sandi, dem Löwen, Sandi, dem Büffel, zu tun hatten, vor dessen Gestampf...«

Sanders schnitt ihm das Wort ab. »Ein weißer Mann, eine weiße Frau und ein junges Mädchen befinden sich in eurem Ort. Bringt sie an Bord, und ich will Palaver halten und diese Angelegenheit besprechen.«

Der Mann bewegte sich unruhig hin und her. »Herr«, antwortete er, »der Mann starb an einer Krankheit, das Weib ist auch krank, und vom Mädchen weiß ich nichts.«

Sanders sah ihn an, den Kopf nach der Seite gebeugt wie ein neugieriger Vogel. »Bringt mir den weißen Mann, tot oder lebendig!« sagte er leise. »Auch die weiße Frau, gesund oder krank - und das Mädchen.«

Nach einer Stunde brachte man den unglücklichen Missionar. Man hatte Zeit gebraucht, um seine Leiche etwas manierlicher aussehen zu lassen. In einem zweiten Kanu kam das Weib des Missionars. Vier Weiber hielten sie fest, denn sie war wahnsinnig.

»Wo ist das Mädchen?« fragte Sanders; er sprach kaum vernehmbar.

Per Bote schwieg.

»Das Mädchen!« befahl Sanders und schlug den Boten mit seinem dünnen Stock über das Gesicht.

»Herr!« murmelte der Mann, den Kopf auf die Brust gesenkt, »der Häuptling hat sie.«

Sanders ging das Deck auf und nieder, dann trat er in seine Kabine und kam, an jeder Hüfte einen Revolver, zurück.

»Ich werde den Häuptling aufsuchen«, sagte er. »Abiboo - renn den Bug des Dampfers in den weichen Ufersand und deck die Straße mit dem Maxim, während ich an Land gehe.«

Er ging, ohne auf Widerstand zu stoßen. Kein Gewehr knallte, noch flogen Speere, während er schnell die breite Straße durchschritt.

Das Mädchen lag vor dem Haus des Häuptlings. Still - ganz still - tot. Die Hand, die ihr junges Leben geknickt hatte, war doch barmherziger gewesen, als Sanders zu hoffen gewagt hatte. Er hob sie auf und trug sie in seinen Armen an Bord. Einmal hörte er ein leises Geräusch hinter sich, aber von Bord aus krachten drei Schüsse, und Sanders vernahm einen dumpfen Fall und ein Wimmern.

Er brachte die kleine Leiche an Bord und legte sie ehrfürchtig auf das kleine Achterdeck. Dann erzählten sie ihm, daß die weiße Frau inzwischen gestorben sei. Er nickte bedächtig mit dem Kopf und meinte, es sei besser so.

Die »Zaire« lief rückwärts bis in die Mitte des Stroms, und Sanders' Blicke ruhten nachdenklich auf der Stadt. Es verlangte ihn mit allen Fasern nach dem Lulungohäuptling.

Aber der Häuptling und seine Leute waren in den Busch geflohen, und das französische Gebiet, wohin sie flüchten konnten, war in der Nähe.

Am Abend begrub er den Missionar und seine Familie auf einer kleinen Insel und trieb dann stromabwärts, schwarze

Rachegedanken und ein Gefühl der Ohnmacht in der Seele; denn man kann kein Volk mit zwanzig Polizeisoldaten bekriegen.

Sanders kam an einen kleinen Holzplatz und machte für die Nacht fest. Am Morgen setzte er seine Fahrt fort, und mittags geriet er ohne jede vorhergehende Warnung in das Gros einer Kriegsflottille.

Zweck und Ziel der hundert Kanus, die zu vieren langsam stromaufwärts fuhren, und die maschinenhafte Regelmäßigkeit, mit der die Leute ihre Paddeln handhabten, konnten nicht mißverstanden werden.

Jene Linie an der Rechten waren Akasavaleute; man konnte das an den stumpfen Nasen ihrer ausgehöhlten Baumstammkanus erkennen. Links waren die Ochori, ihre Kanus waren mit Rotholzfarbe gestreift. In der Mitte, in leichteren Kanus von einer besseren Machart, sah er die mit weißen Querlinien bemalten Gesichter des Isisistammes.

»In des Himmels Namen«, rief Sanders mit erhobenen Augenbrauen.

In der Flottille selbst herrschte Betroffenheit, und ihre unregelmäßigen Linien schwankten und brachen auseinander, denn die »Zaire« dampfte mitten in sie hinein. Dann stellte Sanders seine Maschine auf »Halt« und befahl die Häuptlinge an Bord.

»Welche Teufelei geht hier vor?« fragte er.

Otako, der König von Isisi und Älteste unter den Häuptlingen, sah verlegen zu Ebeni von Akasava hinüber; aber Bosambo ergriff das Wort.

»Herr!« rief er. »Wer könnte dem nimmerschlafenden Auge Sandis entrinnen? Ach, wir glaubten dich viele Meilen weg, aber wie die Eule...«

»Wo wollt ihr hin?« unterbrach Sanders.

»Herr, wir wollen dich nicht hintergehen«, antwortete

Bosambo. »Diese großen Häuptlinge sind meine Brüder, denn Lulungoleute kamen über unsere Dörfer und haben viel Übles durch Mord und Raub angerichtet. Und weil wir alle gleichmäßig darunter gelitten haben und im Unglück alle gleich sind, geht es jetzt gemeinsam gegen das Lulungovolk, denn wir sind nur Menschen, und unser Herz ist wund.«

Ein Lachen, ein böses, freudloses Lachen löste sich von Sanders' Lippen. »Und ihr wollt sengen und morden?«

»Herr, auf das Vergnügen freuten wir uns.«

»Die Stadt in Brand stecken, den Häuptling erschlagen und das Volk, das sich im Busch versteckt hält, in alle Winde zerstreuen?«

»Herr, und wenn sie sich in der Hölle versteckten, wir werden sie finden!« sagte Bosambo. »Aber wenn du, unser Vater, nein dazu sagst, wollen wir unsere Krieger versammeln und ihnen sagen, daß du es verbietest.«

Sanders dachte an drei frische Gräber auf einer kleinen Insel.

»Geht!« befahl er und zeigte stromaufwärts.

Er stand an Deck der »Zaire« und beobachtete, wie das letzte Kanu um die Flußmündung verschwand.